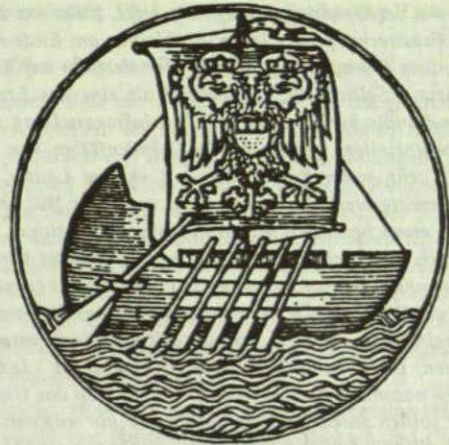


ALT-KÖLN



G 20347 F

Mitteilungen des Heimatvereins Alt-Köln · Nr. 89 · Juni 1993



Liebe Mitglieder und Freunde des Heimatvereins Alt-Köln!

Am Sonntag nach Pfingsten, an dem ich dieses Grußwort an Sie zu Papier bringe, stehe ich noch immer unter dem Eindruck der schlimmen Ereignisse in Solingen und, das sage ich mit Bedacht, dessen, was darauf folgte. Solingen soll eines der Ziele unserer Studienfahrt am 12. September sein. Auch deswegen will ich ein paar Worte dazu sagen. Mord und Brand sind grundsätzlich zu verabscheuen, unabhängig davon, gegen wen sie gerichtet sind. Fanatismus ist um so gemeiner, je hilfloser seine Opfer sind. Aber Randalen sind ein ungeeignetes Mittel, für friedliches Zusammenleben zu demonstrieren. Eingeschlagene Fensterscheiben, demolierte Autos und blutige Köpfe sind nirgendwo ein Bestandteil von Kul-

Unser Veranstaltungskalender

- Sa 3. 7. Messe mit kölscher Predigt in St. Bruno
- Di 13. 7. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (XXX)
- Di 17. 8. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (XXXI)
- So 12. 9. Studienfahrt »Von der Wupper bis zur Agger«
- Di 14. 9. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (XXXII)
- Mo 20. 9. »Jede Jeck ess anders« (Mundartautoren-Abend)
- Di 12. 10. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (XXXIII)
- Sa 28. 10. »Kumede«-Premiere: »Dat ahle Sofa«
- Mo 15. 11. Kölscher Liederabend im »Sartory«

Unser neues Ehrenmitglied, Rektorin Mathilde Voß, mit Silberhaaren und Goldknöpfen

5025

tur. Wo der Grundsatz »Aug' um Auge, Zahn um Zahn« in Form des Faustrechts praktiziert wird, bleiben am Ende nur blinde und zahnlose Mümmelgreise übrig. Der Verzicht auf Rache, der Verzicht auf Selbstjustiz galt einmal als eine der Errungenschaften abendländischer Zivilisation. Die Infragestellung des staatlichen Gewaltprivilegs gehört zu den Sündenfällen von 1968. Es stört mich sehr, wenn Prominente und »kleine Leute«, Politiker und Kommentatoren, diese vor allem, von ihrer Wut sprechen, als sei diese etwas besonders Wertvolles. Wut ist irrational. Wut macht fanatisch. Wer sich seiner Wut überläßt, schaltet Vernunft und Besonnenheit ab. Auf Besonnenheit aber kommt es mehr denn je an, auf die Klugheit, die, wenn es um Mitmenschen geht, jede Verallgemeinerung und jede Schwarz-Weiß-Malerei vermeidet. Es gibt Zeiten, in denen sich der kölsche Grundsatz »Jede Jeck ess anders« besonders bewähren muß. Wir sollten das Unrige dazu tun. Wir sollten jedem widersprechen, der nur auf einem Auge sehen will. Wir dürfen jeden auslachen, der meint, er habe ein Patentrezept erfunden, um die großen Probleme zu lösen. Wir können die Erfahrung von zweitausend Jahren in die Waagschale werfen, wenn es zu beweisen gilt, daß die großen Vereinfacher nie das Glück gebracht haben. Wir können den schönen Satz zitieren: »Seht Ehr dann nit, dat do Minsche stonn?«

Wir dürfen aber auch auf unseren eigenen »Jeckereien« bestehen. Zum friedlichen Zusammenleben trägt der am besten bei, der etwas beizutragen hat, der etwas zu bieten hat, der, was das Eigene angeht, aus dem vollen schöpfen kann. In diesem Sinne verstehen wir, wie schon seit über neunzig Jahren, unser Interesse an kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart. Dem dienen unsere Vereinsveranstaltungen.

Zu ihnen laden wir freundlich ein und bitten darum, für unser »Kumede«-Theater die neue Spielstätte in der Berufsschule Ecke Perlengraben und Waisenhausgasse und für den kölschen Liederabend im November (und für die Nikolausfeier im Dezember) den neuen Saal im »Sartory« anzunehmen. Wir wechseln den »Tatort« nicht willkürlich, sondern weil wir hier wie da durch Umbau dazu gezwungen sind. Wir versprechen, daß die Qualität unserer Veranstaltungen durch den Ortswechsel nicht beeinträchtigt wird. Daß auch die Stimmung unverändert gut bleibt, liegt an Ihnen.

Von den Beiträgen der folgenden Seiten lege ich Ihnen den Bericht über die Ordentliche Mitgliederversammlung vom 8. Februar, die Überlegungen über die Bedeutung des kölschen Klüngels und Wilhelm Schneider-Clauß' fast vergessene Geschichte »Der Verzällchesmann« besonders ans Herz. Aber auch die anderen Beiträge, Gewohntes und Ungewohntes, sollten die nächsten drei Monate hindurch ihre Leser finden. Mit Liebe gemacht oder ausgesucht sind sie alle.

Vielleicht wird dieses Heft Sie erst in den ersten Juli-Tagen erreichen. Das liegt dann an den neuen PostLEIDzahlen.

Mit besten Wünschen für einen erholsamen Sommer

Ihr Heribert A. Hilgers

Unsere Ehrenmitglieder 1993

Jan Brügelmann	seit 15. Juni 1992
Professor Dr. Hiltrud Kier	seit 26. Januar 1987
Pfarrer Gottfried Kirsch	seit 20. Januar 1986
Heribert Kreiten	seit 15. Juni 1992
Heribert Malchers	seit 15. Juni 1992
Willy Millowitsch	seit 23. Januar 1984
Ludwig Sebus	seit 18. Februar 1991
Mathilde Voß	seit 8. Februar 1993

Einladung zu unseren Veranstaltungen

Samstag, 3. Juli 1993, 18.00 Uhr in der Pfarrkirche St. Bruno in Klettenberg:

Messe »Dem Här zo Ihre« mit kölscher Predigt von Pater David Kammler

Die Informationen über Ort und Zeit haben wir bereits in Heft 88 von »Alt-Köln« gegeben: Unseren diesjährigen Gottesdienst »Dem Här zo Ihre« wollen wir in der Pfarrkirche St. Bruno in Klettenberg halten. Zur »Pfarrgemeinde von St. Bruno gehörte viele Jahre unser Vorsitzender Dr. Joseph Klersch, der am 13. März dieses Jahres seinen hundertsten Geburtstag hätte begehen können. Wir feiern die Vorabendmesse zum Sonntag gemeinsam mit der Pfarrgemeinde. Neu ist die Information über den Prediger: Die Predigt hält Pater David Kammler OP, Prior der Dominikaner an St. Andreas. – Die Kirche St. Bruno ist zu erreichen von den KVB-Haltestellen der Straßenbahnlinien 13, 18 und 19 sowie der Buslinie 130. Wir hoffen auch in diesem Jahr auf regen Besuch.

Dienstag, 13. Juli 1993, 19.30 Uhr im »Sälchen« der Gaststätte »Bei d'r Tant«, Cäcilienstraße 28:

Dreißigste Folge von »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher«

Unser Vereinsmitglied Albert Vogt setzt diese in eigener Verantwortung gestaltete und durchgeführte Reihe auch im Sommer fort. Jeder Abend ist einem in sich geschlossenen Thema gewidmet. Daher können zu den Stammgästen jederzeit »Neulinge«

hinzustoßen. Zuerst kommen historische Quellen zu Wort, dann können Fragen aus dem Teilnehmerkreis erörtert werden, zum Abschluß wird das betreffende Kapitel auf kölsch erzählt.

Die Gaststätte »Bei d'r Tant« ist von den Haltestellen am Neumarkt aus gut und sicher zu erreichen; wer will, kann auch aus anderen Himmelsrichtungen kommen, zum Beispiel vom Heumarkt.

Das Kölsch im Hause ist gut, die Küche wird gelobt. Ansonsten ist die Teilnahme kostenlos. Auf Veranlassung von Albert Vogt wird für Spendenwillige der historische Sparturm des Heimatvereins aufgestellt.

Dienstag, 17. August 1993, 19.30 Uhr im »Sälchen« der Gaststätte »Bei d'r Tant«, Cäcilienstraße 28:

Einunddreißigste Folge von »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher«

Für diesen Abend gilt dasselbe wie für den 13. Juli: Auch an diesem Abend sind Stammgäste gern gesehen und »Neulinge« willkommen; auch an diesem Abend wird Kölsch gesprochen und Kölsch ausgeschenkt; auch an diesem Abend ist der Eintritt frei, aber Spenden erlaubt.

Allt widder e Schnäppche!

Die Rubrik, die ich in der Vergangenheit wortspielerisch »Ein besonderes Sonderangebot« genannt habe, soll in Zukunft eine kölsche Überschrift erhalten. Also wird sie »Allt widder e Schnäppche!« heißen. Als erstes Schnäppchen kann ich ein antiquarisches, aber neuwertiges Exemplar des Buches »Lusch ens, wat et Johr verzällt« von Heinz Heger anbieten, das 1978 erschienen und im Buchhandel vergriffen ist. Der 1985 verstorbene kölsche Lyriker hat in diesem Buch seine Gedichte »vum Johreskreis en unsem Kölle« zusammengestellt, von denen wir diejenigen, die den einzelnen Monaten gewidmet sind, in diesem Jahr seit Januar als Präsent für unsere »Geburtstagskinder« in den Geburtstagskalender »Et kölsche Hätz hält uns jung« einfügen. Das Buch enthält außerdem zwei Aquarelle und zwölf Federzeichnungen von Elisabeth Radder-Jenssen. – Die »Spielregeln« bleiben unverändert: Den Zuschlag erhält der Meistbietende; der Erlös kommt dem Vereinsarchiv zugute; Interessenten senden ihr »Gebot« bitte an meine Adresse: Dr. Heribert A. Hilgers, Vor den Siebenburgen 29, 50676 Köln.

Sonntag, 12. September 1993, 9.15 Uhr, Treffpunkt Theodor-Heuss-Ring:

Große Studienfahrt »Von der Wupper bis zur Agger«

Die Informationen über das Programm und die Möglichkeiten des Kartenerwerbs haben wir bereits in Heft 88 von »Alt-Köln« gegeben: Wir besuchen das Klingen-Museum in Solingen, nehmen das Mittagessen im Altbergischen Gasthaus »Rüdenstein« ein und sind am Nachmittag in Ratingen zu Gast, wo wir die Kirche St. Peter und Paul besichtigen und auch deren Kirchenschatz bewundern können. – Der Kartenverkauf hat bereits am 17. Mai begonnen. Im Teilnahmepreis von 43,00 DM sind die Kosten für die Fahrt mit modernem Reisebus, für Erläuterungen, Eintrittsgelder und Führungen sowie für das Mittagessen, wie in Heft 88 angegeben, enthalten.

Die Abfahrt erfolgt pünktlich um 9.15 Uhr ab Theodor-Heuss-Ring auf der nördlichen Fahrbahn zwischen Riehler und Clever Straße (Nähe Ebertplatz). Die Rückkehr dorthin ist für etwa 19 Uhr vorgesehen.

Dienstag, 14. September 1993, 19.30 Uhr im »Sälchen« der Gaststätte »Bei d'r Tant«, Cäcilienstraße 28:

Zweiunddreißigste Folge von »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher«

Für diesen Abend gilt dasselbe wie für den 13. Juli und den 17. August: Auch diesmal soll ein in sich abgeschlossenes Thema der Kölner Stadtgeschichte auf hochdeutsch und auf kölsch behandelt werden; auch diesmal empfiehlt sich der »Anmarsch« vom Neumarkt aus.

Montag, 20. September 1993, 19.30 Uhr im Belgischen Haus: Mundartautorenabend zum Thema »Jede Jeck ess anders. Vum Zänke un Sich-Verdrage«.

In Köln gilt der Spruch »Jede Jeck ess anders« als Motto der Toleranz. Dabei gibt es in Köln nicht weniger Streit als anderswo. Aber wenn etwas die rheinische Luft und den kölnischen Geist auszeichnet, dann dies: daß Auseinandersetzungen in aller Regel nicht fanatisch werden. Denn der Satz »Jede Jeck ess anders« heißt ja nicht nur, daß der andere, der eine von der eigenen abweichende Meinung vertritt, »jet jeck« ist und deswegen nicht bis zum äußersten ernst genommen werden kann. Dieser Satz enthält auch ein Stück Selbsterkenntnis und schließt ein, daß möglicherweise auch man selbst ein bißchen jeck ist. Die Kölner werden daher zwar nicht auf Zank und Streit verzichten, schon deshalb nicht, weil sie so viel Freude am »Schängen« haben. Aber sie sind leichter bereit, »sich widder ze verdrage«. Zur Not schließen sie nach dem »Kleinen Schied« auch noch den »Gro-

Ben Schied«, auch wenn der »Kleine« schon gebrochen worden ist. Und auch wenn, daß die Kölner besonders tolerant und im Grunde ihres Herzens friedfertig seien, weniger eine Tatsachefeststellung und mehr eine Willenserklärung ist, hat das seinen Wert.

Das große Thema »Jede Jeck ess anders« mit den Kapiteln »Schänge«, »Sich zänke« und »Sich widder verdrage« hat sich selbstverständlich auch in der Kölner Mundartliteratur niedergeschlagen. Das wird an diesem Abend unter Beweis gestellt werden. Dabei sollen vor allem die lebenden Mundartautoren zu Wort kommen.

Samstag, 23. Oktober 1993, 19.30 Uhr in der Aula der Berufsbildenden Schule 12, Ecke Perlengraben und Waisenhausgasse: »Kumede«-Premiere mit »Dat ahle Sofa«, e löstig Stöck met Leeder vun Marie Luise Nikuta, zesammejeknuv vum Hermann Hertling un vum Willi Reisdorf

Tante Finchen, die ledige Schwester von Berta Himioben, ist gestorben. Begräbnis, Sechswochenamt und die Aussicht, etwas zu erben, sind die Hauptgründe dafür, daß die Verwandtschaft einmal wieder zusammenkommt. Aber da Tante Finchen ihre lieben Verwandten kannte, hat sie in ihrem Testament, welches zu finden Mühe macht, einige Hindernisse eingebaut, um das Erben zu erschweren. Was das mit dem »ahle Sofa« zu tun hat? Darauf können wir nur antworten: »Wenn mer alles sage däte...« Nur so viel wird schon verraten: »Mer spare an alle Saache, am Laache, do spare mer nit...« Und wenn die ganze Sippschaft geerbt hat, kann sie singen:

Loß mer levve un levve loße,
Loß mer dankbar sin för jede schöne Dag.
Loß mer levve un leve loße,
Wenn och nit jeden Dag et Sönnche laach!

Da unsere bisherige Spielstätte, die Aula im Königin-Luise-Gymnasium, noch in diesem Jahr abgerissen wird, war ein Wechsel der Spielstätte unvermeidlich. Wir haben uns für die schöne Aula der Berufsbildenden Schule 12, Ecke Perlengraben und Waisenhausgasse, entschieden. Sie ist von allen Seiten vorzüglich zu erreichen, vor allem von der Haltestelle Poststraße der Straßenbahnlinien 3, 4, 9, 12, 16 und 18, aber auch von den Haltestellen Eifelstraße (von dort aus durch die Waisenhausgasse), Waidmarkt (von dort aus über die »Bäche«) und Severinstraße. Weniger gut bestellt ist es um Parkmöglichkeiten; sie bestehen unter anderem im Parkhaus des Hotels »Altea« und auf dem Parkplatz an der Agrippastraße; die Parkstreifen in der Waisenhausgasse sind für Anwohner reserviert. Kommen Sie also möglichst mit öffentlichen Verkehrsmitteln.

Nach der Premiere am 23. Oktober finden weitere Aufführungen an folgenden Terminen statt«:

Samstag, 30. Oktober	1993, 19.30 Uhr
Sonntag, 31. Oktober	1993, 17.00 Uhr
Samstag, 6. November	1993, 19.30 Uhr
Sonntag, 7. November	1993, 17.00 Uhr
Samstag, 13. November	1993, 19.30 Uhr
Sonntag, 14. November	1993, 18.00 Uhr
Samstag 20. November	1993, 19.30 Uhr
Sonntag, 21. November	1993, 18.00 Uhr
Sonntag, 9. Januar	1994, 17.00 Uhr
Samstag, 15. Januar	1994, 19.30 Uhr
Sonntag, 16. Januar	1994, 17.00 Uhr
Samstag, 22. Januar	1994, 19.30 Uhr
Sonntag, 23. Januar	1994, 17.00 Uhr
Samstag, 29. Januar	1994, 19.30 Uhr
Sonntag, 30. Januar	1994, 17.00 Uhr

Eintrittskarten sind unverändert zum Preis von 12,50 DM und 15,00 DM erhältlich.

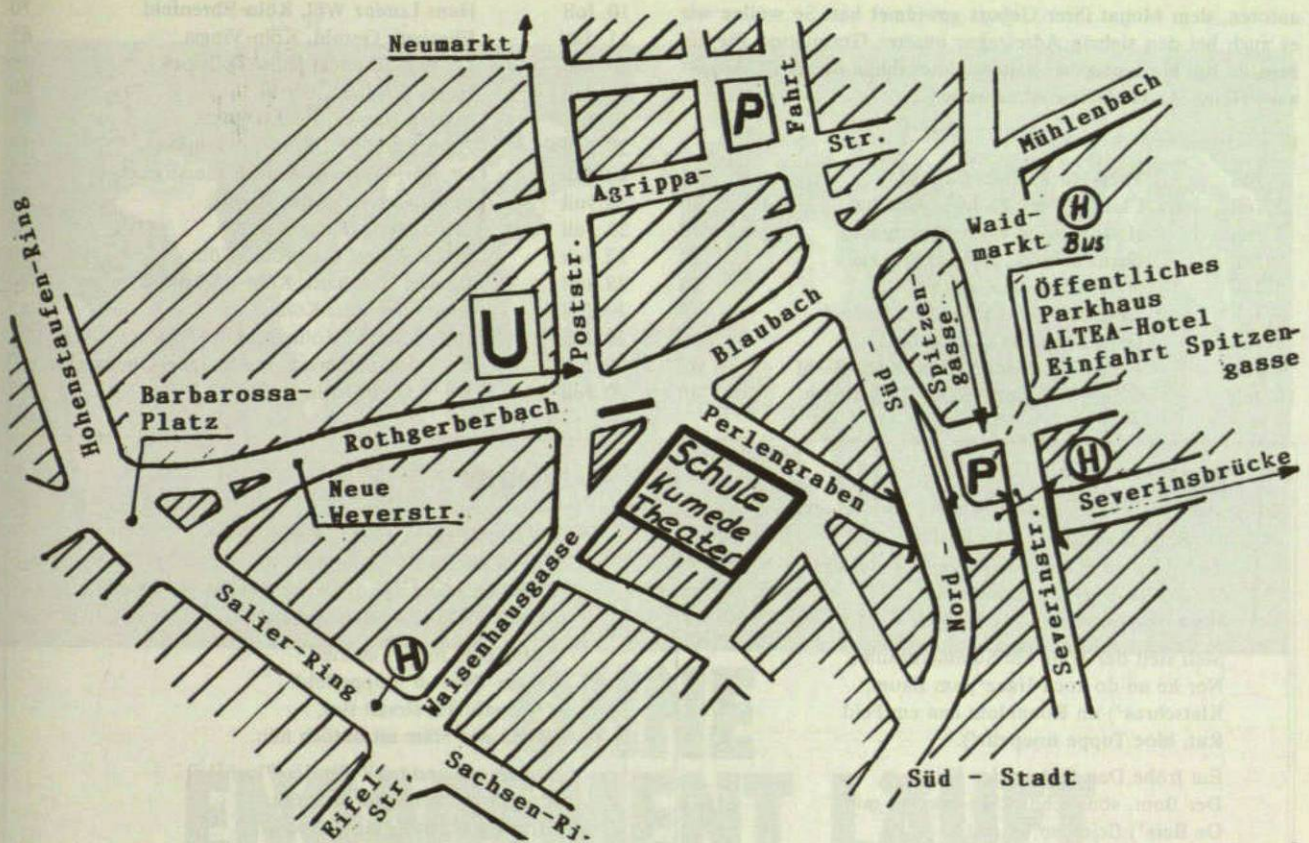
Der Vorverkauf für die Aufführungen im Oktober und November beginnt am Dienstag, dem 28. September 1993, der für die Aufführungen im Januar am 15. November 1993 an den Theater-Vorverkaufsstellen Kaufhof, Neumarkt und Rudolfplatz. Ver-

Vorankündigung

Unser kölscher Liederabend wird in diesem Jahr am Montag, dem 15. November 1993, 19.30 Uhr im »Sartory« (Willi-Ostermann-Saal) stattfinden. Ludwig Sebus wird ein buntes Kaleidoskop kölscher Lieder präsentieren. Karten zum Freundschaftspreis von diesmal 8,00 DM sind bei unseren Vereinsveranstaltungen erhältlich, zum ersten Mal bei der Studienfahrt »Von der Wupper bis zur Agger« am 12. September, dann beim Mundartautorenabend am 20. September.

einsmitglieder können beim Kauf einer Eintrittskarte den Gutschein der Mitgliedskarte 1993 im Wert von 3,00 DM verrechnen lassen. Die Abendkasse ist an den Vorstellungstagen etwa eine Stunde vor Beginn der Aufführung geöffnet.

Unser »Kumede«-Theater erfreut sich in den letzten Jahren eines wachsenden Zuspruchs. Es wird seine Zuschauer auch diesmal nicht enttäuschen. Sichern Sie sich rechtzeitig Ihre Karten, ehe andere sie Ihnen weggeschnappt haben!



Wegweiser zur neuen »Kumede«-Spielstätte, mit Fleiß gezeichnet von Heinz Bauer

Wir grüßen unsere neuen Mitglieder

Wie in Heft 88 von »Alt-Köln« können wir auch hier in Heft 89 fünfundzwanzig neue Mitglieder, fünfzehn Damen und zehn Herren, in unseren Reihen begrüßen. Das Thema Köln ist unerschöpflich. In diesem Sinne hoffen wir, daß ihnen gefällt, was wir an Veranstaltungen und Veröffentlichungen mit wechselnden Schwerpunkten zu bieten haben. Die folgenden Namen werden wir uns neu merken:

Nicole Buhz, Köln-Sülz; Renate Combé, Köln-Sülz; Ursula Düss, Köln; Anneliese Fröhlich, Köln-Bilderstöckchen; Rolf Gerhards, Köln; Dr. Heinrich und Käte Henken, Krefeld-Verberg; Gertrud Meister, Aachen; Ing. Willi Nettesheim, Köln-Esch; Herbert und Margaretha Odenthal, Köln-Dünnwald; Irm-

gard und Karl Josef Philippi, Köln; Else Röder, Köln-Zollstock; Helmut Schiffer, Elsdorf; Emmy Schnitzler, Köln-Lövenich; Heinz Georg Selbach, Lindlar-Schmitzhöhe; Werner Steingrüber, Lindlar-Schmitzhöhe; Gunter Stock, Köln; Maria Stöckl, Köln-Chorweiler; Gudrun Straßfeld, Köln-Seeberg; Dipl.-Ing. Hans Stumpf, Mettmann; Aenne Uebel, Köln-Mülheim; Inge Wechsler, Köln-Longerich; und Ellen Zaar, Köln-Wahn.

»Et kölsche Hätz hält uns jung«

Sie haben es längst gemerkt: Allen Vereinsmitgliedern, die im Jahr 1993 einen runden Geburtstag von fünfzig an aufwärts feiern, überreichen wir als erstes Geburtstagsgeschenk das Gedicht, das Heinz Heger, einer der Großen unter den Kölner Mundart-

autoren, dem Monat ihrer Geburt gewidmet hat. So wollen wir es auch bei den siebzig Adressaten unserer Gratulation für die Monate Juli bis September halten. Unter ihnen ist am 10. August auch Heinz Hegers Witwe Annemarie.

Es wird am

2. Juli	Theo Hoch, Köln-Flittard	75
2. Juli	Claus Mosler, Köln-Lindenthal	80
5. Juli	Hans Ruffini, Köln-Mauenheim	80
5. Juli	Heinz Schulte, Köln-Höhenhaus	80
8. Juli	Helene Holstein, Köln	70
8. Juli	Adelheid Weis, Köln-Junkersdorf	75
9. Juli	Hans Lochmann, Köln-Sülz	90
9. Juli	Anneliese Metzemacher, Köln-Riehl	65
10. Juli	Tina Kuckelkorn, Köln-Klettenberg	60

10. Juli	Hans Lorenz Will, Köln-Ehrenfeld	70
11. Juli	Elisabeth Gerold, Köln-Vingst	65
14. Juli	Dr. Eva Schenck, Köln-Zollstock	70
14. Juli	Helga Schiffers, Hürth	70
19. Juli	Marlen Nassen, Köln-Deutz	85
20. Juli	Anni Rumöller, Köln-Lindenthal	75
20. Juli	Dr. Karl Steffens, Köln-Bilderstöckchen	60
23. Juli	Franz Cramer, Köln-Riehl	65
25. Juli	Ditha Harff, Köln	80
27. Juli	Prälat Albert Garbrock, Köln	80
28. Juli	Ludwig Burghard, Köln-Ehrenfeld	70
29. Juli	Käthe Kreuzer, Köln	65
29. Juli	Jupp Kürsch, Köln-Deutz	75
30. Juli	O. F. J. Assenmacher, Remagen-Oberwinter	50
30. Juli	Hedy Greif, Köln	90

Juli

De Sonn äuch en de kleinste Retz,
Taas¹⁾ op de Huck durch Hemb un Schletz.
De Äd litt wie en drüjje Koosch,
Platz üvverall vör luuter Doosch.

Stell steit der Wald em Summerdraum;
Nor he un do koch Haaz²⁾ am Baum.
Klatschrus³⁾ un Koonblom han em Feld
Rut, bloe Tuppe usjepellt⁴⁾.

Em fröhe Dau fährt en der Klie
Der Boor, söns schnick de Sens nit mih.
De Beie⁵⁾ flejen en un fott.
Schwer dröpp der Hunnich en der Pott.

Am Ovend trick en Wedderwand
Met schwäfelijem Zackerand
Eran met Rahn un Bletz un Kraach.
Mänch Käzje brennt no en der Naach.

Flöck wie se kom su trick se av.
Der Mond rötsch allt de Trapp erav.
Ne Selverstrohl hät zaat jebütz.
Am Wäch et Däächelche vum Krütz.

Heinz Heger

(aus Heinz Hegers Buch »Luusch ens, wat et Johr verzällt«, erschienen 1978)

1) tastet. 2) Harz. 3) Feldmohn. 4) herausgeschält, von der Hülle befreit. 5) Bienen.

Auji

Weize, Rögge¹⁾, Hafer, Jääsch²⁾
Sin zo baschte³⁾ enjebraht.
Hand en Hand vun Boor un Knääch
Wood de Arbeit rääch jemaht.

Pattevugel ropp⁴⁾ un rieß
Üvver Wiss un Stoppelfeld.
Opjebaß! Hä tirvelt fies,
Wann der Stätz nit öntlich hält.

Durch et Land trick allt der Ploch⁵⁾.
Proppevoll sin Schör un Stall.
Brut un Milch ha'mer jenoch.
Woför schlön se he Krawall?

Et eß woher, et jeit uns jot,
Kenne kaum en echte Nut.
Mänchem eß der Rock zo koot,
Hät nit mols e drüch Stöck Brut.

Denke mer och ens dodran,
Et Leid, de Nut zo heile.
Kinderauge sinn uns an
Un wade, dat mer deile.

Heinz Heger

(aus Heinz Hegers Buch »Luusch ens, wat et Johr verzällt«, erschienen 1978)

1) Roggen. 2) Gerste. 3) in Fülle, reichlich. 4) rupft, ruckt. 5) Pflug.



OHNE ENGAGEMENT LÄUFT NICHTS

Kaum ein kultureller Bereich,
den wir nicht in irgendeiner Weise
unterstützen.



STADTSPARKASSE KÖLN

Mehr als eine Bankverbindung

2. August	Josef Tutt, Köln-Deutz	65	9. September	Irmgard Philippi, Köln	60
3. August	Doris Wippich, Köln-Ehrenfeld	70	9. September	Günter Schmitz, Köln-Stammheim	65
5. August	Wilhelm Eisengarten, Wesseling	60	10. September	Dipl.-Ing. C.-H. Kalthoff, Bensberg	70
6. August	Edward Burow, Köln-Holweide	70	13. September	Liesel Dick, Köln-Merkenich	70
6. August	Margarete Krieger, Köln	85	15. September	Annemarie Kretschmar, Brühl	60
6. August	Hubert Prehl, Köln	70	16. September	Hilke Windus, Köln-Dellbrück	70
6. August	Friedrich Tacke, Köln	85	17. September	Dipl.-Ing. Werner Voigt, Leverkusen	65
7. August	Georg Schlinge, Köln-Buchheim	60	18. September	Dr. Wilhelm Nettesheim, Frankfurt	95
9. August	Günther Skowronek, Köln-Bayenthal	70	21. September	Peter Caspers, Köln-Ostheim	65
10. August	Annemarie Heger, Köln-Vingst	85	26. September	Hans Kramer, Köln-Braunsfeld	75
10. August	Theodor Lohn, Köln-Longerich	70	26. September	Erna Pawlack, Köln-Weiden	80
10. August	Gertrud Mertens, Köln	70	26. September	Margrit Zimmermann, K.-Braunsfeld	65
10. August	Laurenzia Overath, Grevenbroich	75			Jahre
10. August	Balbina Rieschick, Köln-Deutz	65			
10. August	Anton Soukup, Köln-Riehl	80			
13. August	Hildegard Calathas, Köln-Deutz	60			
13. August	Dr. Günter Oberle, Köln-Lindenthal	80			
16. August	Christel Michalscheck, Köln-Riehl	70			
18. August	Clemens Reuter, Köln	65			
19. August	Therese Klüner, Köln-Buchheim	60			
20. August	Else Viebahn, Köln-Deutz	85			
20. August	Juliane Wedell, Köln	60			
21. August	Wilhelm May, Köln-Nippes	65			
23. August	Renate Lätsch, Köln-Vingst	60			
25. August	Erna Rademacher, Köln-Mengenich	65			
26. August	Hans Bungarten, Köln-Deutz	70			
28. August	Marianne Walinski, Köln-Vingst	60			
30. August	Heinz Hüsen, Köln-Urbach	65			
1. September	Hanni Breedveld, Köln-Sülz	65			
5. September	Else Hugot, Köln-Klettenberg	65			
6. September	Hedwig Scharnowski, Köln	60			
7. September	Joseph Graeber, Köln-Deutz	85			
8. September	Josef Wienands, Köln-Deutz	60			
9. September	Matthias Aussem, Leverkusen	80			

Kölsch im WDR

Sendungen der Rheinischen Redaktion in WDR 5:

Samstag, 21. August 1993, 14 Uhr (Dauer: 45 Minuten):
»Kennwort Mexiko« von Gerti Runkel, Regie: Fritz Peter Vary (Produktion: 1966).

Samstag, 4. September 1993, 14 Uhr (Dauer: ca. 60 Minuten):
»Mer verjesse nit«, kölsche Lieder über Opfer des Nationalsozialismus in Köln von Rolly Brings und Bänd (Produktion: 1993).

September

De Sonn krüff späder us dem Bett,
Jeit och allt fröhter schlofe.
De Ferke setze jot em Fett,
Rund fresse sich de Schofe.

Noch eimol jitt et Quetschetaat,
Kanns der et Schnüßje leckee.
Hervs Spennewebbs¹⁾ hängk wie ne Baat
Öm Strücher un öm Hecke.

Der Jade strohlt en alle Färv,
Rut, jääl de Äppel hange.
Nor mänchmol ropp²⁾ der Wind allt herv³⁾
An Äß un Bunnestange.

Feuch eß der Wald, rüch muddelich⁴⁾,
Et räht, de Blädder siefe⁵⁾,
De Pilze, faß ov fuddelich⁶⁾,
Ston bungk en Ring un Striefe.

Op heim an, üvver Furch un Wäch,
Rollt allt der Äpelswage⁷⁾.
Dröm lößt uns no, su eß et rääch,
Vun Hätze danke sage.

Heinz Heger

(aus Heinz Hegers Buch »Luusch ens, wat et Johr verzällt«, erschienen 1978)

1) Spinnewebe. 2) rupft, reißt. 3) herb, spürbar.
4) feuchtwarm. 5) triefen, lassen dicke Tropfen fallen.
6) schwammig, unbrauchbar. 7) Wagen mit Kartoffelsäcken.

Der Heimatverein Alt-Köln zwischen den Jahren

Bericht über die Ordentliche Mitgliederversammlung am 8. Februar 1993

Es begann mit Kindern vom Zugweg

Hundertachtunddreißig Mitglieder und einige Freunde des Heimatvereins Alt-Köln hatten sich versammelt, als im Belgischen Haus am 8. Februar 1993 um 19.30 Uhr Kinder aus den dritten und vierten Schuljahren der Katholischen Grundschule Zugweg die Bühne bestiegen. Es handelte sich um die Kölsch-Arbeitsgemeinschaft dieser Schule, die unter der Leitung der Rektorin Mathilde Voß steht. Zur Einleitung unserer Ordentlichen Mitgliederversammlung boten sie die Spielszene »Rundfunk-Salat« nach einer Vorlage von Paula Hiertz. Die Kinder waren sichtlich



mit großem Vergnügen bei der Sache und konnten dieses Vergnügen auf das Publikum übertragen, das denn auch mit Beifall nicht kargte. Der Vorstand gab dem Dank Ausdruck durch ein kleines Geschenk für jedes Kind, durch eine finanzielle Gabe an die Kasse der Arbeitsgemeinschaft als Zuschuß für den geplanten Jahresausflug und durch einen Blumenstrauß für die Leiterin, all dies auch als Ermunterung zum Weitermachen.

»Mer verjessen se nit«

Am Anfang der Tagesordnung unserer Ordentlichen Mitgliederversammlung stand, wie es sich gehört, die Eröffnung durch den Vorsitzenden und die Feststellung der Beschlußfähigkeit. Dann folgte der Tätigkeitsbericht des Vorstands über das vergangene Jahr, das sich aus der Geschichte des Vereins als das seines

neunzigjährigen Bestehens heraushebt. Den vierunddreißig Verstorbenen dieses Jahres galt das traditionelle Totengedenken. Der Vorsitzende hob die Mundartautoren Heribert Klar, Hans W. Krupp (den »Schäng« vom »Kölner Stadt-Anzeiger«) und Ria Wordel hervor, auch Hanns Theo Schmitz-Otto, den langjährigen und verdienstvollen Vorsitzenden der Kölner Bibliophilen-Gesellschaft, und Toni Geylenberg, den auf seine Weise ebenso verdienstvollen Akteur unseres »Kumede«-Theaters, und schließlich die zahlreichen Mitglieder, die länger als zwanzig Jahre dem Verein angehört haben: Josef Nettekoven seit 1958, Hans Brüggemann seit 1960, Architekt Walter Colombo seit 1961, Karl Bihlmeier und Elfriede Hemmerle seit 1963, Rechtsanwalt Max Hiedemann seit 1964, Heribert Klar seit 1965, Hanns Theo Schmitz-Otto seit 1970, Ernst Custodis und Toni Geylenberg seit 1971. Als die Versammlung sich zu Ehren der Verstorbenen erhob, sagte der Vorsitzende: »Sei all, wie mer se jetz noh der Reih opjezallt hann, hann Kölle jän jehatt, hann sich för Kölle un uns kölsche Sproch he bei uns angkascheet un hann et verdeent, dat mer se nit verjesse un dat mer inne dä ahle fromme kölsche Sproch nohrofe: Jott trüß se en der Iwichkeit!«

Im Zeichen des neunzigjährigen Vereinsjubiläums

Der Rückblick auf das Jahr 1992 betonte noch einmal seinen Charakter als Jubiläumsjahr. Schon die Ordentliche Mitgliederversammlung am 27. Januar hatte im Zeichen des neunzigjährigen Bestehens des Vereins gestanden. Ihr erster Teil war unserem Mitglied Oscar Herbert Pfeiffer und seinen Aphorismen gewidmet, der, ein paar Monate älter als der Heimatverein, schon am 16. Januar 1992 neunzig Jahre alt geworden war. Das ganze Jahr hindurch bildeten die Abende der Reihe »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher«, die unser Mitglied Albert Vogt in eigener Verantwortung gestaltet, eine Bereicherung unseres Programms. Nach dem Umzug in die Gaststätte »Bei d'r Tant« erleben diese Abende jetzt einen erfreulichen Aufschwung. Fast das ganze Jahr hindurch war auch unser »Kumede«-Theater aktiv. Insgesamt 4.753 Zuschauer erlebten fünfzehn Aufführungen des Frühjahrsstücks »Elektrizifumm« von B. Gravelott, weitere 3.176 Zuschauer die zehn Aufführungen des Herbststücks »Dä jeräuchte Alträucher« von Hermann Hertling und Heinz Urbanek. Unter Hinzurechnung einiger kleinerer Veranstaltungen verzeichnete die »Kumede« insgesamt, nach der genauen Buchführung ihres Geschäftsführers Heinz Bauer, 9.025 Zuschauer.

Unseren Toten zum Gedächtnis

In treuer Verbundenheit über den Tod hinaus gedenkt der Heimatverein Alt-Köln seiner verstorbenen Mitglieder. Im vergangenen Jahr starben neunzehn Männer und fünfzehn Frauen:

Rechtsanw. Otto Court Antonetty, Köln-Braunsfeld	im Dezember am 18. Februar
Karl Bihlmeier, Köln-Lindenthal	am 17. März
Maria Bonn, Köln-Ehrenfeld	am 29. 9. 1991
Hans Brüggemann, Köln-Brück	am 20. Mai
Johanna Bügener, Köln-Mauenheim	am 3. Januar
Architekt Walter Colombo, Köln	am 12. September
Dr. Christoph Cramer, Osnabrück	am 20. April
Ernst Custodis, Köln-Bickendorf	im Juni
Ursula Donat, Köln-Lindenthal	am 1. Juni
Jakob Feith, Refrath	am 30. Januar
Johanna Gahmig, Köln	am 7. März
Toni Geystenberg, Köln-Sülz	am 25. August
Carola Görtler, Köln	
Elfriede Hemmerle, Köln-Gartenstadt Nord	am 26. August
Rechtsanw. Max Hiedemann, Köln	am 26. Oktober
Heribert Klar, Köln-Pesch	am 4. Juni
Agnes Klös, Köln-Ehrenfeld	am 27. Februar
Hans W. Krupp, Köln	am 20. Dezember
Lydia Langner, Opladen	am 21. Dezember
Winand Lukas, Köln-Nippes	am 14. April
Käthe Müller, Köln	am 8. April
Josef Nettekoven, Köln	am 9. Dezember
Wilhelm Odenthal, Köln-Riehl	am 20. 12. 1991
Johann Peter Reinold, Köln-Rondorf	im November
Ursula Schmitz, Köln	am 10. Oktober
Hanns Theo Schmitz-Otto, Köln	am 31. Mai
Reinhold Schwunck, Dormagen	am 19. April
Sibille Tedsen, Köln-Longerich	am 22. November
Helene Uebel, Köln-Ostheim	am 12. Juli
Henni Wagner, Köln	im Januar
Elisabeth Wiemers, Köln-Sürth	am 22. März
Ria Wordel, Köln-Deutz	am 2. Februar
Klaus Zimmer, Köln	am 31. Juli
Architekt Erich Zingg, Chur/Schweiz	im Oktober 1990

Ihnen allen gilt der alte kölsche Segensspruch: »Jott trüb se en der Iwichkeit!«

Unser Programm bot weiterhin Studienfahrten nach Odenthal an der Dhünn, nach Blankenberg an der Sieg, nach Wesel am Niederrhein und ins Schulmuseum nach Katterbach, dann den Mundartautorenabend zum siebzigsten Geburtstag von Albert Vogt (B. Gravelott), den Vortrag von Dr. Klaus Pabst über Ferdinand Franz Wallraf, den Vortrag von Hartmut Priess, unter Mithilfe von Günter Lückerath, über »Volksmusik einmal anders – am Beispiel der Bläck Fööss«, den Vortrag von Stadtkonservator Dr. Ulrich Krings über »Köln im Jahre 1902« und den Vortrag von Professor Dr. Lutz Bieg über den Kölner Chinamissio-



Die alte Glocke in der Kirche St. Pankratius in Odenthal, besichtigt bei unserer Studienfahrt im April 1992

nar Johann Adam Schall von Bell, schließlich unsere drei traditionellen Gemeinschaftsveranstaltungen: die Fastelovendssitzung, wieder durchgeführt zusammen mit dem DJK-Kreisverband, den kölschen Liederabend, wieder moderiert von unserem Ehrenmitglied Ludwig Sebus, diesmal zu Ehren der kölschen Sängerin Marie-Luise Nikuta, und den Nikolaus-Abend mit dem »Alt-Köln-Flohmarkt«.

Das Jubiläums-Triduum

Besondere Erwähnung verdienen die drei Veranstaltungen, die im Lauf des Jahres 1992 anlässlich des Vereinsjubiläums im Mittelpunkt standen.

Den Anfang machte die Jubiläumsveranstaltung »Neunzig Jahre Heimatverein Alt-Köln« am 15. Juni, mit einem Festvortrag von Kulturdezernent Peter Nestler zum Thema »Köln und die Kölner – eine Liebe auf den zweiten Blick?«, den er allerdings leider nicht selbst halten konnte, weil er wegen der Folgen eines Verkehrsunfalls das Haus hüten mußte. Zum Gelingen des Abends trugen bei: Hilde Fischer, Hermann Hertling, Martin Jungbluth, Monika Kampmann, Herbert Knittler, Christel Philippsen, Willi Reisdorf, Ludwig Sebus und Albert Vogt, ferner die Kinder der Gemeinschaftsgrundschule Manderscheider Platz unter der Leitung von Margareta Schumacher sowie das Kölner Doppelsextett des Kölner Männer-Gesang-Vereins unter Leitung von Ludwig Weber, aber nicht zuletzt auch mancher stille Helfer im Hintergrund. Andere würden einen solchen Abend als »Gala« bezeichnen, wir halten es mit der alten kölschen Bescheidenheit und sagen: »Mer kann och üvverdrieve! Ävver meer hann dat nit nüdich!« Ein Höhepunkt war zweifellos auch die Wahl von drei neuen Ehrenmitgliedern, drei Herren, die dem Verein schon seit Jahren verbunden sind, deren Einsatz für kölnische Geschichte, Sprache und Eigenart aber weit über den Verein hinaus bekannt und anerkannt ist: Jan Brügelmann, Heribert Malchers und Heribert Kreiten. Es ist noch in lebhafter Erinnerung, daß der Vorsitzende diese Ehrungen im Schweiß seines Angesichts vornahm. Zum Schluß gab es dann ein richtiges Geburtstagsgeschenk, nicht für den Verein, sondern vom Verein für alle Anwesenden: je zwei Bände »Kölsche Scheldereie« von Wilhelm Koch aus den Jahrgaben-Beständen, liebevoll und wohlüberlegt verpackt, gedacht zur Mitgliederwerbung aus Begeisterung über den Verein und aus der Zustimmung zu seinen Leistungen.

Die zweite Jubiläumsveranstaltung war die Ausstellung zur Vereinsgeschichte. Vom 22. Juni an wurden in der Kassenhalle der Kreissparkasse Köln drei Wochen lang Exponate aus dem Vereinsarchiv gezeigt, Kostbarkeiten und Kuriositäten, aber auch Stücke aus der alltäglichen und alljährlichen Arbeit. Bei der Er-

öffnung sprach der Vorstandsvorsitzende der Kreissparkasse Köln, Herr Hans-Peter Krämer, die Grußworte. Danach hatte unser »Baas« Gelegenheit, Geschichte und Gegenwart des Vereins darzustellen und auf einige Ausstellungsstücke besonders hinzuweisen. Die Eröffnungsveranstaltung wurde gerahmt durch den Kölschen Singkreis der Volkshochschule Köln, der unter Leitung unseres Mitglieds Gerold Kürten eigens für diesen Anlaß ausgesuchte kölsche Lieder sang. Unter dem Publikum war, wie schon am 15. Juni, allerhand Prominenz, darunter diesmal unser Ehrenmitglied Frau Professor Dr. Hiltrud Kier, Generaldirektorin der Museen der Stadt Köln, und unser Mitglied Dr. Werner Schäfke, Direktor des Kölnischen Stadtmuseums, aber auch Frau Gretel Hasenberg, die Frau unseres ehemaligen Vorsitzenden, und Pfarrer Karl-Josef Daverkausen von St. Gereon, unser Kölsch-Prediger von 1986.

Den Schluß des Jubiläums-Triduums machte dann der 28. Juni mit dem kölschen Gottesdienst »Dem Här zo Ihre« in der Kirche St. Pius in Zollstock. Die kölsche Predigt hielt unser Mitglied Alexander Friedrich aus Wesseling-Berzdorf, der bei der Zelebration vom Hausherrn Dechant Peter Haanen unterstützt wurde. Nach diesem Gottesdienst versammelte sich die Vereinsfamilie bei »Ääzezupp, Appeltaat un kölschem Klaaf« im Pfarrheim von St. Pius. Den Löwenanteil der Vorarbeit und der Arbeit vor Ort hatten die Damen des Vorstands und die Ehefrauen



Die drei neuen Ehrenmitglieder aus unserem Jubiläumsjahr

der Vorstandsherren unter der Stab- und Suppenlöffelführung von Christel Philippsen übernommen. Am folgenden Tag, dem 29. Juni, also auf Peter und Paul, war der Verein im Jahre 1902 gegründet worden.

Sorgen um den Mitgliederstand

Nach diesen drei Tagen waren wir eigentlich einigermaßen mit uns zufrieden, weil wir meinten, in diesen Veranstaltungen sei der Verein angemessen dargestellt worden, in seiner Tradition, aber auch in seinem aktuellen Wollen und Wirken, in seinem Einsatz dafür, daß die Leistungen der Vergangenheit unvergessen lebendig bleiben, aber auch in seiner unbefangenen und aufmerksamen Aufgeschlossenheit für Neues, das alles in der Grundüberzeugung, daß kölnische Geschichte, Sprache und Eigenart so vielfältig und so interessant sind, daß man sie nicht dem »Markt« überlassen darf, daß man vielmehr Maßstäbe setzen und anerkennen muß. Die Mitglieder des Vorstands haben in diesen Tagen und im ganzen Jahr ihr Bestes gegeben. Wir waren der Meinung, die Mitglieder müßten das honorieren, müßten, gerade angesichts dieses und jenes öffentlichen Skandalchens um Selbstbedienung, akzeptieren, daß bei uns redlich und rein ehrenamtlich gearbeitet wird. Viele Mitglieder haben uns auch ihre Zustimmung mündlich und schriftlich wissen lassen, teilweise in begeisterten Worten. Aber wenn man der Vereinsstatistik glauben kann, war diese Zustimmung nicht uneingeschränkt.

Die Zahl der Mitglieder am Jahresende 1991 betrug:	1.945
Sie verringerte sich um die Zahl der Verstorbenen:	- 34
Ihren Austritt aus dem Verein erklärten:	- 98
Ihren Beitritt zum Verein erklärten:	+ 70
Die Zahl der Mitglieder am Jahresende 1992 beträgt:	1.883

Gegenüber dem Vorjahr ist die Zahl der Austritte um 18 gestiegen, die Zahl der Neumitglieder um 27 gesunken. Demnach liegt die Mitgliederzahl zur Jahreswende um 62 unter der des Vorjahrs.

Es versteht sich, daß der Vorstand über diese Entwicklung nicht froh sein kann und daß er sich Gedanken über die Ursachen macht. Tatsache ist, daß es, was Aktivitäten im Bereich kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart betrifft, heutzutage und schon seit einiger Zeit mancherlei Konkurrenz gibt, deren finanzielle, organisatorische und werbemäßige Möglichkeiten für einzelne attraktiv sind und für viele den Eindruck erwecken, man könne Veranstaltungen und Veröffentlichungen zum Thema Köln und Kölsch auch haben, ohne den Mitgliedsbeitrag im Heimatverein Köln zahlen zu müssen. Der Heimatverein selbst dagegen sieht sich als eine der ältesten Bürgerinitiativen Kölns, als

eine Demonstration des Interesses und der Freude an kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart. Und die Kölner haben schon immer gewußt: »Wat nix koss, dat ess nix!« Deswegen sollten

O. H. Pfeiffers neue Köln-Aphorismen

Zwischen Kölnern und anderen gibt es Gegensätze, zwischen Kölnern nur Unterschiede.

Der Kölner hat eher die Geduld, ein Mißgeschick zu ertragen, als die Energie, es zu ändern.

Der Kölner wundert sich, daß so viele Auswärtige so schlecht Kölsch verstehen. Dabei versteht er ihr Hochdeutsch doch sofort.

Der Kölner macht von seinen Fehlern nur Gebrauch, wenn es sich lohnt.

Du kannst den Kölner ruhig beschimpfen, er hört geduldig zu. Wenn er aber sagt: »L.m.a.A.!«, dann hast Du recht.

Der Kölner liebt seine Stadt, ihren Strom, ihre Kirchen, ihre Gärten, ihre Bänke, ihre Kneipen, ihr Bier – nur ihre Verwaltung liebt er nicht.

Der Kölner ärgert sich über die Fehler seiner Landsleute, aber das würde ihn nie dazu bringen, diese bei sich abzustellen.

Viele mögen den Kölner für dumm halten, aber er ist doch schlau genug, sich vor anderen Kölnern in acht zu nehmen.

Der Kölner liebt seinen Dom, aber er ist doch froh, wenn er keine auswärtigen Verwandten hat, mit denen er ihn besteigen muß.

Wie bescheiden der Kölner doch ist! Andere Menschen wollen immer etwas Besonderes sein in ihrer Art: »Demokrat«, »Plutokrat«, »Aristokrat«, »Bürokrat«. Der Kölner ist ganz zufrieden nur »en Krat«.

Der Kölner duzt seine Fehler.

Köln möchte wieder eine Million Einwohner haben. Ob die Kölner daran denken, daß die Million eine Zahl ist, die zu sechs Siebteln aus Nullen besteht?

Das »jünne künne« des Kölners geht so weit, daß er am Ende seines Lebens sogar dem Tod gönnt, ihn zu holen: »Dä arme Käl hät jo söns nix!«

»Esu wor dat jo nit jemeint«, entschuldigt sich der Kölner, wenn er gemerkt hat, daß der andere gemerkt hat, daß es doch »esu« gemeint war.

Oscar Herbert Pfeiffer

sie sich auch weiterhin ihre Liebe zu Köln und der kölschen Sprache etwas kosten lassen. Es macht sich bezahlt. Seit neunzig Jahren sind immer wieder aus dem Heimatverein Anregungen gekommen, die dann von anderen aufgegriffen wurden; so etwas heißt heute Sekundär-Verwertung. Ich nenne nur zwei Beispiele aus jüngerer Zeit. Professor Dr. Matthias Werner hat den Vortrag über »Theophanu«, den er zuerst und auf unsere Anregung hin im Oktober 1990 für den Heimatverein gehalten hat, im Theophanu-Jahr 1991 auf Einladung des Vereins »Geschichte in Köln« im Schnütgen-Museum unter großem Zulauf wiederholt. Und Professor Dr. Artur Greive hat den Vortrag über »Französische Wörter im Kölschen«, den er zuerst und auf unsere Anregung hin im September 1988 für den Heimatverein gehalten hat, kürzlich in einer Veranstaltungsreihe, die gemeinsam von Stadt und Universität organisiert wird, vor dreihundert Zuhörern im Rathaus zum zweiten Mal gehalten. Das ist gut so. Wir wollen solche Themen nicht für uns reservieren, sie sollen wirken, und schon die alten Kölner sagten: »Mer muss och jünne künne!« Entsprechendes gilt erst recht für den Bereich der kölschen Sprache und der kölschen Mundartliteratur. Ohne den Heimatverein und seine Veröffentlichungen wären viele klassische kölsche Mundarttexte längst vergessen. Kölsche Sprache und kölsche Mundartliteratur sollen auch weiterhin im Mittelpunkt der Arbeit des Heimatvereins stehen. So ist dann die Mitgliedschaft im Heimatverein ein unmittelbarer Beitrag zum Weiterleben der kölschen Sprache überhaupt und zu ihrem Weiterleben in der kölschen Mundartliteratur, gesättigt wie sie ist von kölscher Geschichte, verbunden wie sie ist mit kölscher Eigenart.

Eine andere Ursache dafür, daß uns mancher zwar nicht die Freundschaft, aber die Mitgliedschaft aufkündigt, ist wohl auch, daß gerade ältere Menschen unter dem Eindruck, alles werde teurer und man wisse nicht, was an finanziellen Belastungen noch alles zu erwarten ist, beim Überprüfen ihrer Ausgaben auch an den Vereinsbeiträgen sparen. Es ist ein großes soziales Problem, daß heute sieben von zehn Rentnern die Pflegesätze in Altersheimen nicht mehr selbst bezahlen können, daher auf die Sozialhilfe angewiesen sind und zu Taschengeldempfängern werden. Der Heimatverein wird sich daher, was die Höhe seines Jahresbeitrags angeht, weiterhin an der unteren Grenze vergleichbarer Vereine bewegen. Trotzdem wäre es schön, wenn sich für das eine oder andere Mitglied, das im Alter in finanzielle Schwierigkeiten gerät, eine Mitglieds-Patenschaft vermitteln ließe.

Unsere Veröffentlichungen

Gelegentlich wird als Grund für den Austritt aus dem Verein angeführt, man könne nicht mehr an den Veranstaltungen teilneh-

Kölner Rhein-Seilbahn. Vom Zoo über'n Rhein zum Rheinpark schweben. Das Panorama genießen.

Wir sind dabei:

Denn wir sorgen dafür,
daß Ihre Freizeit zum
Erlebnis wird.
Durch Strom von GEW.

Und mit uns erreichen
Sie sicher und schnell
Ihr Ausflugsziel:
Mit Bahnen und Bussen der KVB.

GEW Gas-, Elektrizitäts-
und Wasserwerke Köln
Aktiengesellschaft



KVB Kölner
Verkehrs-Betriebe
Aktiengesellschaft



Unsere Leistung läßt Köln leben.



men, wolle auch nicht mehr gern, vor allem im Winter, in der Abendzeit das Haus verlassen. Dem kann man aber entgegenhalten, daß wir uns große Mühe geben, auch diesen Mitgliedern durch unsere Veröffentlichungen, vor allem durch die »Alt-Köln«-Hefte, etwas zu bieten. Wer Umfang und Inhalt dieser Hefte mit denen früherer Jahre vergleicht, wird das nicht bestreiten können. Diese Hefte sind nicht dazu gedacht, »op einem Backe« gelesen zu werden; sie wollen durch ein Vierteljahr begleiten, mehrfach in die Hand genommen, aufbewahrt und gesammelt werden.

Das Programm und die Aktivitäten eines Vereins sind abhängig von den Möglichkeiten seiner Mitglieder und ihrer Bereitschaft, mitzumachen. In dieser Hinsicht gibt es Wellenberge und Wellentäler. Wir müssen uns auf das konzentrieren, was wir können und was wir gut können.

Auf unseren Mitgliederbestand wird sich das nur dann positiv auswirken, wenn unsere Mitglieder immer dann, wenn sie mit Arbeit und Angebot des Vereins zufrieden sind, das weitersagen. Darum sei auch bei dieser Gelegenheit herzlich gebeten. Unsere Veröffentlichungen können nur dann preiswert bleiben und lassen sich nur dann aus den Mitgliederbeiträgen finanzieren, wenn die Mitgliederzahl und die ihr entsprechende Auflagenhöhe nicht unter ein bestimmtes Niveau absinkt. In diesem Sinne kommt es auf alle Mitglieder an.

Im Jahre 1992 hatten die vier »Alt-Köln«-Hefte einen Umfang von jeweils vierzig, also zusammen hundertsechzig Seiten. Die neue Preisaufgabe »Dat kennen ich doch!«, die auf einer ganz neuen Idee beruht, hat inzwischen viel Anklang gefunden. Die Lösungen sind nie leicht; das gibt den Aufgaben den richtigen Reiz. Im Mai 1992 wurde als Jahresgabe der siebte Schneider-Clauß-Band, »Altfränsche Lück«, ausgeliefert, eine Sammlung von »fünf ähnze Stöckelcher«, erstmals und einmalig 1925 erschienen und nun mit einem ausführlichen »Beiheu« versehen. Die nächste Jahresgabe wird den Titel »E Stöck vum ale Kölle« tragen, das Gesamtwerk von Peter Berchem enthalten und damit an die Stelle der längst vergriffenen Ausgabe von 1964 treten. Weitere Jahresgaben sind bereits in Planung. Bei dieser Gelegenheit sei einmal verraten, daß unsere Bücher, wie sie in den letzten Jahren herausgegeben worden sind, vom Herausgeber Stück für Stück mindestens hundert Arbeitsstunden erfordern. Bücher macht man nicht mit der linken Hand. Sonst werden sie danach. Die Produktion kölscher Wegwerfliteratur wollen wir auch in Zukunft anderen überlassen.

Am Schluß eines ungewohnt langen Tätigkeitsberichts stand ein kleines Kapitel Vereinsstatistik – elf Mitglieder sind älter als der Verein, an ihrer Spitze Frau Dr. Rosemarie Ellscheid, geboren

am 18. März 1896; jüngstes Mitglied ist jetzt Lisa Marie Taschbach, geboren am 31. Oktober 1992, für die der Großvater Toni Buhz, wie für seine drei anderen Enkel, den Jahresbeitrag bezahlt – und der Dank des Vorsitzenden an die Kollegen im Vorstand, die, meist unbemerkt, dafür sorgen, daß das Vereinsschiff Kurs hält; wie schon der Nikolaus am 7. Dezember, hob der Vorsitzende besonders den Schatzmeister Franz Cramer und die Archivarin Hildegard Steinborn hervor. Ein Dank galt aber auch allen Mitgliedern, die unsere Veranstaltungen besuchen und unsere Veröffentlichungen lesen, die uns die Treue halten und sich für die Ziele des Vereins einsetzen. Ohne sie geht es nicht.

Die Vereinsfinanzen sind in Ordnung

Im Kassenbericht trug, wie alljährlich, der Schatzmeister viele große und genaue Zahlen vor. Nur zwei Ausschnitte sollen hier erwähnt werden: Die Verwaltungskosten des Vereins betragen, bei einem Etat, der sich, einschließlich der »Kumede«, auf 249.127,04 DM beläuft, nur 3.760,15 DM. Eine Position »Aufwandsentschädigungen für Vorstandsmitglieder« kommt nicht vor.

Die gewählten Kassenprüfer Elfriede Güll und Wolfgang Semrau bescheinigten dem Schatzmeister Franz Cramer und, für den Teil-Etat der »Kumede«, deren Geschäftsführer Heinz Bauer in ihrem Prüfungsbericht, daß Anfangs- und Endbestände für das Jahr 1992 korrekt ausgewiesen sind, daß Kassen- und Bankbestände mit den im Kassenbericht ausgewiesenen Zahlen übereinstimmen und daß die ausgewiesenen Forderungen, Verbindlichkeiten, Rückstellungen und Rechnungsabgrenzungsposten ihre Richtigkeit haben. Stichproben in allen Buchungsposten haben jeweils die sachliche und rechnerische Richtigkeit der Buchungen ergeben. Das Ergebnis der Prüfung lautete, daß die Kassenführung korrekt und vorbildlich erfolgt ist, daß die Grundsätze einer ordnungsgemäßen Buchführung gegeben sind und daß der Versammlung vorgeschlagen werden kann, Entlastung zu erteilen.

Diesem Antrag wurde, nachdem eine Rückfrage aus der Versammlung zur Zufriedenheit beantwortet worden war, entsprochen. Die Entlastung des Vorstands erfolgte ohne Gegenstimme, wobei sich nur die Mitglieder des Vorstands selbst der Stimme enthielten.

Wat se en Haiti sage

Wann de Arbeit schön wör, daten de Riche se nit de Ärme üvverloße (*haitianisches Sprichwort*).

Anschließend wurden die Kassenprüfer Elfriede Güll und Wolfgang Semrau mit ihrem Einverständnis für ein zweites Jahr wiedergewählt. Die Wahl erfolgte ohne Gegenstimme; die beiden Gewählten selbst sowie Franz Cramer und Heinz Bauer als die zu Prüfenden enthielten sich der Stimme.

Ein neues Ehrenmitglied

Auf Vorschlag des Vorstands wählte dann die Versammlung Frau Mathilde Voß, die Rektorin der Katholischen Grundschule Zugweg, zum neuen Ehrenmitglied. In seiner Laudatio, die an anderer Stelle dieses Heftes abgedruckt wird, betonte der Vorsitzende, daß die Wahl aufgrund der großen Verdienste von Frau Voß um die kölschen Belange an ihrer Schule, aber zugleich sozusagen stellvertretend für alle Lehrer und Lehrerinnen erfolge, die sich darum bemühen, in den Schulen die Freude an kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart den kommenden Generationen weiterzugeben.

Nach der feierlichen Überreichung der Ehrenmitgliedschaftsurkunde und eines Buchgeschenks, eines antiquarischen Exemplars des berühmten Buches »Köln im Spiegel seiner Kunst« von Hans Vogts, sprach Frau Voß einige Dankworte. Sie sei nicht ge-



wohnt, geehrt zu werden, und habe sich ihre Gedanken gemacht, warum die Wahl wohl auf sie gefallen sei. Scherzhaft fragte sie, ob man sie deswegen ausgesucht habe, weil nach der Quotenregelung eine Frau an der Reihe gewesen sei. Aber schließlich habe sie akzeptiert, weil durch sie all diejenigen mitgeehrt würden, mit denen sie zusammenarbeite: die Kollegen vom Zugweg, die Schülereltern und der Freundeskreis der Ehemaligen, die der Schule verbunden geblieben seien. So habe sie die Tradition des Zugwegs zugleich weiterführen und verändern können; Kölsch sei jetzt nicht mehr, wie früher, nur zu Fastelovend aktuell, sondern gehöre das ganze Jahr hindurch in das Leben der Schule und mache es möglich, auch über die Schule hinaus ins Veedel hineinzuwirken. Frau Voß versprach, sich weiterhin zu bemühen, daß von ihr Funken ausgingen, aber sie hoffe, daß auch weiterhin diese Funken Holz fänden, das sich entzünden lasse. Dann werde die kölsche Sprache auch in Zukunft dazu beitragen, die Schulgemeinschaft am Zugweg zu prägen und aus der Schule ein Nest zu machen, in dem sich die Kinder, auch die »Frembcher«, wohl fühlen könnten.

Als Ausdruck dessen, wie sie ihr Wirken verstanden wissen will, trug Frau Voß abschließend das Gedicht »Et Laache« von Heinrich Sartorius vor.

Überraschungen zum Schluß

In einem kurzen Bericht über die weitere Jahresplanung sprach der Vorsitzende vier Themen an.

Da sowohl die Aula der Kaiserin-Luise-Schule als auch der Festsaal des Senatshotels umgebaut werden, müssen für die Aufführungen des »Kumede«-Theaters und für Liederabend und Nikolausfeier neue »Tatorte« gesucht werden. Der Vorstand hofft, daß die Mitglieder sie schnell und bereitwillig annehmen.

Die Änderung der Postleitzahlen, die schon im Privatbereich mancherlei Ärger macht, ist auch für den Verein mit personellen und finanziellen Folgelasten verbunden. Aber wir werden versuchen, sie mit Humor zu tragen und unter Beweis zu stellen, daß wir der Sache »intelligenzmäßig« gewachsen sind. Der Vorsitzende regt die Aktion »Eine Postkarte für Hubert Philippsen« an, die inzwischen in Heft 88 von »Alt-Köln« genauer beschrieben ist.

Die Fastelovendssitzung in diesem Jahr, die dritte, die wir gemeinsam mit dem Kreisverband der Deutschen Jugendkraft durchgeführt haben, ist, was Programm und Stimmung angeht, ein schöner Erfolg gewesen. Finanziell aber ist die Veranstaltung seit Jahren ein Zuschußunternehmen. Die Zusammenarbeit mit der DJK hat daran nichts Wesentliches geändert. Die Kosten steigen. Wir müssen zur Kenntnis nehmen, daß die Zahl derjeni-

gen Mitglieder, die an einer vom Heimatverein gestalteten oder mitgestalteten Sitzung interessiert sind, im Verlauf der Jahre stark zurückgegangen ist. Daher hat der Vorstand, im Einvernehmen mit den Verantwortlichen der DJK, entschieden, in Zukunft keine Sitzung mehr durchzuführen. Der kölsche Fastelovend wird auch ohne unsere direkten Aktivitäten weiterleben.

Et Laache

Mer säht, et Turnen eß gesund,
Et Schwemme stärk de Glidder,
Un wer om Päd noch rigge kann,
Dä hät noch keine Zidder.

Doch meinen ich, mer künnt sich dat
Och jet bequämer maache
Noh däm Rezepp: »D'r beste Sport
Dat eß un bliev et Laache.«

Beim Laache bliev der Minsch gesund,
Bruch nit derbei zo schwetze,
Un laache ka'mer üverall,
Em Ligge, Ston un Setze.

Beim Laache waggelt uns der Buch,
Dat alle Glidder bevve,
Dröm soll mer laache Dag un Naach,
Dann hät mer Spaß am Levve.

Et Laache dat verdrie de Ping,
Deit Nut un Sorg bezwinge;
Wenn einer laach, dann eß et grad,
Als dät de Sonn uns schinge.

Doch wer nit laach un sich nit freut,
Hät Geff un Gall em Mage,
Dä muß der Düvel huckepack
Op singem Puckel drage.

Wie mäncher moot durch singe Sport
Zo fröh en't Jenseits kruffe;
Beim Laache brich kei Minsch en Bein
Un keiner deit versuffe.

Wells Do et Paradies op Äd
Un Glöck em Levve finge,
Dann laach, sulang Do laache kanns,
Un lohß die Andr're gringe.

Heinrich Sartorius

Wir werden uns um so mehr den Bereichen widmen können, auf denen unsere Stärken liegen. Denjenigen Mitgliedern, die weiterhin an einer Fastelovendssitzung teilnehmen möchten, werden wir rechtzeitig ein Ersatzangebot machen.

In der Vergangenheit sind die Vereinsveranstaltungen im Belgischen Haus grundsätzlich kostenlos gewesen, für Mitglieder und für Gäste. Damit zählen wir zu den wenigen weißen Raben. Auch in Zukunft wollen wir freien Eintritt gewähren, aber beim Austritt »ne Klingelbüggel opstelle«, in den wir dann vor allem von unseren Gästen einen Obolus erwarten. Aber angesichts der rundum steigenden Kosten werden wir auch unsere Mitglieder nicht hindern, wenn sie einen Beitrag für den Sparstrumpf leisten.

Zu den Überraschungen trug auch unser Mitglied Walter Brehm bei, der sich wieder als Schnelldichter betätigt hatte und folgende Verse vortrug:

Met kölsche Tön, do fung et an;
Donoh wor dann der Hilgers dran.
Hä säht – ich wor doch eesch janz platt:
»Drießde... ens eröm dat Blatt,
Wann et eß vun vöre voll,
Dat verlangk et Protokoll:
Jeder, dä he hüek eß do,
Muß och ungerschrieve, jo!«
Wigger Hilgers dann eß flöck
De Agenda 'ravjejöck,
Weil et donoh noch dät fähle,
En Ihremetjlid hüek ze wähle.
Dat jeschoh met vill Aki...
Wigger weiß ich söns nix mih!

Die letzte Überraschung war dann der zweite Teil des Rahmenprogramms: ein Video-Film, produziert von Gerd Wergner vom Film- und Video-Club Bergisch Gladbach, der unter dem Titel »Vun Lück un vun Minsche« Texte aus dem gleichnamigen Buch unseres Vorstandsmitglieds Martin Jungbluth ins Bild setzte.

Zwei Keßger

Et Geheimnis vum Levve
un et Geheimnis vum Dud
sin en zwei Keßger engeschlosse.
Un en jedem Keßge litt
der Schlüssel vum andere.

Martin Jungbluth



Kreiten
METALLBILDHAUER

Vielfältige Geschenkideen für Köln-Interessierte

Tobias Kreiten

50739 Köln Julio-Goslar-Straße 2 Tel.: 0221/170 1136 Fax: 0221/176961

»Kölsch en der Schull« – mit Idealismus und langem Atem

Mathilde Voß ist seit dem 8. Februar 1993 neues Ehrenmitglied des Heimatvereins Alt-Köln

Die Laudatio auf das neue Ehrenmitglied, die in der Ordentlichen Mitgliederversammlung dieses Jahres vorgetragen wurde, war nach HAH-Manier so angelegt, daß der Name des neuen Ehrenmitglieds bis zum Schlußsatz ungenannt bleibt. So wird diese Laudatio hier abgedruckt.

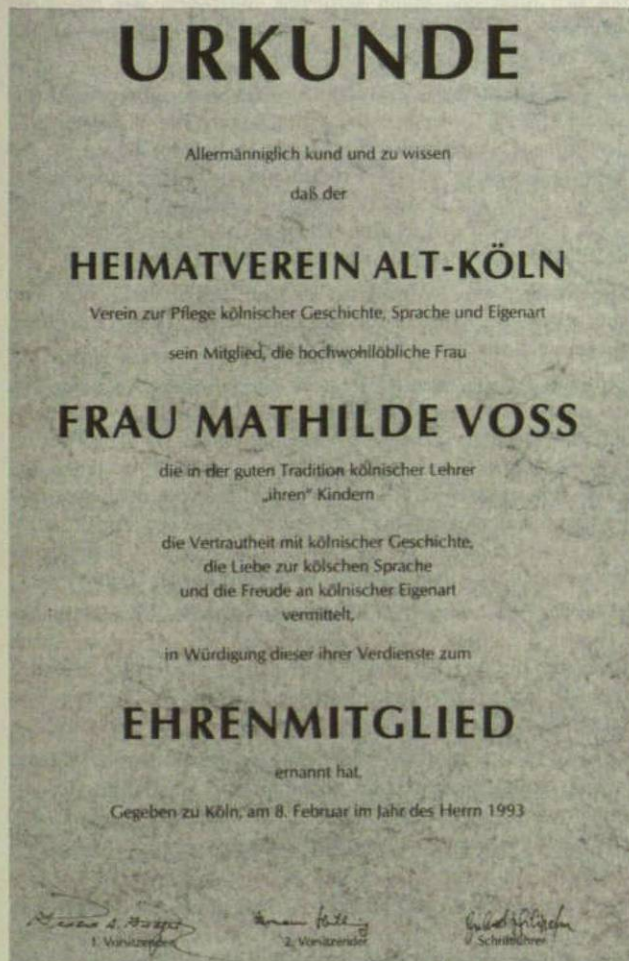
Viereinhalb Jahre vor Ausbruch des letzten Weltkrieges wurde sie in Köln geboren, zur Welt kam sie im St.-Elisabeth-Krankenhaus in Hohenlind, aufgewachsen ist sie in der elterlichen Wohnung in der Saarstraße in der Nähe des dort unterirdisch fließenden Duffesbachs. Seit 1940 war sie, um den Bombenangriffen auf Köln zu entgehen, immer öfter und länger in einem kleinen Dorf bei Blankenberg an der Sieg. Von dort aus wurde sie auch ins Gymnasium in Eitorf eingeschult und erinnert sich gut, daß sie damals morgens regelmäßig um fünf Uhr aufstehen mußte, um sich auf den Schulweg zu machen. In Quinta und Quarta führte dieser Weg sie dann nach Siegburg, ab Untertertia besuchte sie ein Internat in Rheinbach. Das alles macht ein bißchen den Eindruck, als hätte sie schon als Kind ihren eigenen Kopf gehabt und durchzusetzen gewußt. Kölsch lernte sie als Vatersprache: Der Vater war in der Mittelschule Trierer Straße Schüler von Laurenz Kiesgen gewesen und las an Feiertagen zusammen mit der Tochter in einer broschiierten Ausgabe die kleine Gedichtsammlung »Nohbersckinder« von Wilhelm Schneider-Clauß; die Mutter dagegen fürchtete immer, Kölsch-Sprechen sei schädlich und die Tochter werde nie richtig Hochdeutsch lernen. Das war ein Irrtum. Nach dem Einjährigen begann sie im Fernmeldeamt Deutz der Deutschen Bundespost ihre Ausbildung; nach deren Abschluß bereitete sie sich, bei gleichzeitiger Tätigkeit an der Auslandspostanweisungsaustauschungsstelle (ein imposantes Wort!) im Hauptpostamt, am Abendgymnasium in Nippes auf das Abitur vor, und nachdem sie das mit vierundzwanzig Jahren absolviert hatte, nahm sie das Studium an der Pädagogischen Akademie, damals schon in Lindenthal, auf. Das Geld für dieses Studium mußte sie sich selbst verdienen, unter anderem dadurch, daß sie bei Stollwerck Marzipanbrötchen anmalte. Als Junglehrerin war sie zuerst an einer kleinen Landschule in der Nähe von Xanten, dann in Knapsack, als Lehrerin an der Volksschule in Rondorf und, nach der Zweiteilung der Volksschulen, an einer Hauptschule in Rodenkirchen tätig. In Rodenkirchen übernahm sie auch die erste leitende Aufgabe, als Konrektorin an einer Grundschule. 1980 schließlich wurde sie zur Rektorin der »kölschen« Katholischen Grund-

schule Zugweg ernannt. Diese Schule war unter Rektor Flock und Rektorin Neikes durch ihren Schulkarneval weithin bekannt geworden, der zuerst in der schuleigenen Turnhalle, später in der Aula der benachbarten Berufsfachschule Wormser Straße gefeiert wurde, in Bühnenbildern des Malers Tony May, der damals zu den Schülereltern gehörte. Diese Tradition galt es fortzuführen, aber zugleich so zu verändern, daß sie lebendig bleiben konnte. Dabei hilft neben dem Lehrerkollegium auch ein Kreis von Ehemaligen-Eltern. Heute sind die Kölsch-Aktivitäten der Schule längst nicht mehr auf den Fastelovend beschränkt, die Kölsch-Arbeitsgemeinschaft ist das ganze Jahr hindurch ak-



tiv, besonders im Frühjahr, bei Schulfesten und vor Weihnachten: Sie ist zu Gast im Caritasheim St. Georg am Georgsplatz, im Herz-Jesu-Heim in der Mainzer Straße, im Altenheim Sülz in der Jünkerather Straße und »em Veedel«, also im Severinsviertel, zum Beispiel beim »längste Desch vun Kölle« und am Karl-Berbuer-Brunnen. Diese Auftritte haben der Schule als hohe Auszeichnung den Severins-Bürgerpreis eingebracht. Dabei verlangt solche Arbeit an der Grundschule nicht nur viel Idealismus, sondern vor allem eine besondere Art von langem Atem. Denn immer wenn die Kinder »so weit sind«, wechseln sie zur Hauptschule, zur Realschule oder zum Gymnasium. Und die

Jahrgänge gleichen einander nicht: manchmal ist aller Anfang besonders schwer, dann wieder kann man aus dem vollen schöpfen, und zuweilen lassen sich mit Kölsch sogar Kinder aus fernen Ländern integrieren. Das Ziel aber bleibt dasselbe: den Kindern Freude an der kölschen Sprache zu vermitteln durch schöne kölsche Texte, damit auf diese Weise ein Stück »Unger-uns-Jeföhl« entsteht und das Bewußtsein wächst, daß wir Kölner mit unserer Sprache über ein besonders reiches Erbe verfügen, das wir erwerben sollten, um es zu besitzen. Unter denen, denen die kölsche Sprache in diesem Sinne am Herzen lag, sind seit Menschengedenken viele Lehrer gewesen; man braucht ein paar Hände, um nur die aufzuzählen, die auch als Mundartautoren bekannt wurden: Wilhelm Räderscheidt, Peter Berchem, Wilhelm Schneider-Clauß, Max Meurer, Laurenz Kiesgen, Suitbert Heimbach, Wilhelm Hoßdorf, Peter Kintgen, Heinrich Hack, anfangs auch Paul Faust und Hans Jonen. Dazu kommt die große Zahl derer, die im stillen wirkten. Wer diese Tradition fortführt,



darf sich als Glied einer langen Kette fühlen. Die erste Frau unter den Ehrenmitgliedern des Heimatvereins Alt-Köln war eine Lehrerin: Berta Henrichs. Nicht, weil die Frauen unter unseren Ehrenmitgliedern in der Minderzahl sind, sondern vor allem, weil wir der Überzeugung Ausdruck verleihen wollen, wie wichtig es ist, die Freude an kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart gerade an den Schulen den kommenden Generationen zu vermitteln, schlägt der Vorstand den Mitgliedern vor, die Rektorin der Schule Zugweg, Frau Mathilde Voß, Vereinsmitglied seit 1971, zum Ehrenmitglied zu wählen. HAH

Von der Bedeutung des kölschen Klüngels

Gedanken über die Herkunft des Wortes und über seinen Inhalt

Bei dem nachfolgenden Beitrag handelt es sich um eine etwas erweiterte Fassung der Überlegungen, die ich am 17. November 1987 im Kölner »Ratskeller« bei der Pressepräsentation des Buches »Kölner Klüngel-Kalender« von Gerhard Uhlenbruck vorgetragen habe. Das Buch ist 1990 in Heft 79 von »Alt-Köln« besprochen worden.

HAH

Die menschliche Sprache ist ein höchst merkwürdiges Gebilde. Man kann sie gebrauchen, ohne daß sie sich abnutzt. Sie läßt sich strapazieren, sogar malträtieren, und bietet sich doch dem richtigen Zugriff immer wieder frisch und neu dar. Sie erlaubt Experimente und Alleingänge, hat aber auch ihre Regeln, muß sie haben, wenn sie Verständigung, Gemeinsamkeit, Zusammenwirken ermöglichen soll. Es fällt auf, wenn einer »Nuse« statt »Nase« spricht, wenn er »schwarz« sagt und »weiß« meint, wenn er sich »einem Thema« statt »eines Themas« annimmt und auf dem letzten Loch nicht etwa »pfeift«, sondern meinetwegen »trompetet«. So macht er den anderen das Verstehen und das Reagieren schwer oder gar unmöglich. Daher sagten die alten Griechen, und was wie eine Feststellung klingt, ist eine Forderung, ein Postulat: Der Logos, die vernunftgemäße Sprache, ist das allen Gemeinsame.

Aber die Regeln der Sprache sind menschlich. Daher können sie sich ändern. Wenn wir ab heute alle »Nuse« statt »Nase« oder ab morgen alle »Shopping« statt »Einkaufen« sagen, dann sind »Nuse« und »Shopping« richtig, und flugs zückt der Deutschlehrer nunmehr bei »Nase« und »Einkaufen« den Rotstift.

Der Mensch denkt, Gott lenkt, und der Kölner klüngelt.

Sage mir, mit wem du klüngelst, und ich sage dir, wer du bist.

Wenn zwei sich streiten, klüngelt der Dritte.

Nicht der Klüngel verdirbt den Charakter, sondern schlechte Charaktere verderben den Klüngel.

Der Kölner glaubt nicht, daß der Klüngel ausstirbt, eher glaubt er an einen Klüngel nach dem Tode.

Vom Siegel der Verschwiegenheit geht beim Klüngeln sehr schnell der Lack ab.

Gerhard Uhlenbruck

Allerdings würden vermutlich nicht alle eine solche Sprachänderung mitmachen. Es gibt die Einzelgänger, die Liebhaber der schönen Ausnahme. Auch die Sprache hat ihre Eigenbrötler. Man könnte sie »Eigenwörtler« nennen.

Der herrschende Sprachgebrauch ist oft der Sprachgebrauch der Herrschenden. Aber gerade in der Sprache lassen die Beherrschten sich nicht den Mund verbieten. Sie reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Das ist gut so. Und manchmal kommt einer und schaut dem Volk aufs Maul.

Die Sieger schreiben die Geschichte, die Sieger prägen auch die Sprache. Doch in der Sprache regt sich auch der Widerstand, in der Sprache überlebt die Erinnerung an bessere Zeiten, in der Sprache bewahren sich die Erfahrungen auch der kleinen Leute, die die Faust nur in der Tasche machen dürfen, die zwar vielleicht einmal auf den Rücken fallen, aber nicht auf den Kopf gefallen sind und schon gar nicht auf den Mund.

Sprichwörter und Redensarten sind ein Schlachtfeld, auf dem, gut erkennbar, Auseinandersetzungen, zum Glück unblutige, ausgetragen werden.

Da heißt es: »Trocken Brot macht Wangen rot!« Aber wer sagt das denn? Das sagen doch allzu gern die, die selbst wohlgenährt sind, die prassen, schwelgen, Völlerei treiben. Sie haben gut reden mit vollem Mund, wenn sie die im Vergleich mit ihnen Zukurz-Gekommenen mit der Aussicht auf die vom trockenen Brot bewirkten roten Wangen zu beruhigen und zu begütigen versuchen. Es ist nicht recht, aber billig, vom hohen Roß herab die Hungernden mit einem solchen Sprichwort abzuspeisen.

»Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten!« Das behaupten die Alten, die Etablierten, die möglicherweise schon Resignierten, die sich ihre Hörner längst abgestoßen haben – und die Jungen, die den aufrechten Gang in eine bessere Welt erproben möchten, sollen es glauben und sich daran halten.

»Bleibe im Lande und nähere dich redlich!« Diese Weisheit stammt aus Zeiten, in denen Mobilität und Flexibilität auf dem Arbeitsmarkt, auch schon auf dem der Ausbildungsplätze, und erst recht der Dienst als Entwicklungshelfer noch nicht als Wert galten.

»Morgenstund hat Gold im Mund!« Ich spreche als Betroffener: Mit einem solchen Spruch wird die Minderheit der Morgenmuffel von der resoluten Mehrzahl der Frühaufsteher, mehr be-

schämt als ermuntert, aus dem Bett und ans Werk getrieben. Und der Wahrheitsgehalt dieses Sprichworts ist durchaus zu bezweifeln. Ist das Abendrot weniger schön als das Morgenrot?

Aber auch die anderen kommen in den Sprichwörtern zu Wort, die Armen, die Jungen, die zur Bravheit Erzeugenen, die gewöhnlich zu kurz Kommenden. Sie sagen: »Wer satt ist, hat leicht vom Fasten predigen.« Und: »An armer Leute Bart lernt der Barbier scheren.« Und: »Wer das Kreuz in der Hand hat, segnet sich selbst zuerst.«

Vieles wäre zu sagen davon. Die Sprache jedenfalls ist kein Einpotfgericht. In ihr haben sich ganz verschiedene Erfahrungen und ganz unterschiedliche Wertungen niedergeschlagen.

Wir sind keinen Umweg gegangen, unser Weg hat uns geradewegs zum Klüngel geführt. Denn unsere Fragen lauten nun: Wer eigentlich redet vom Klüngel? Wer bestimmt, was Klüngel bedeutet? Und wer setzt die Akzente der Wertung?

Nach allem, was wir wissen, ist Klüngel ein altes deutsches, keineswegs nur rheinisches oder gar nur kölnisches Wort. Seine älteste uns bekannte Form ist klung/klunge, vor rund tausend Jahren, in althochdeutscher Zeit, zum ersten Mal bezeugt und

Zum Klüngeln gehören drei: zwei, die es tun, und der dritte, gegen den sie es tun.

Oscar Herbert Pfeiffer

noch zur Zeit Luthers bei dem Schweizer Reformator Ulrich Zwingli in einschlägiger Weise belegt: »Nimm dies Fadenklung in die Hand!« Gemeint ist ein Knäuel. Ein Knäuel ist jenes Gebilde, in dem hundert Fäden in- und durcheinanderlaufen, so daß man von außen nicht zu durchschauen vermag, wie alles zusammenhängt. Man sieht, daß wir beim Thema sind.

In der Form Klunge ist dieses Wort, wie man im Rheinischen Wörterbuch erfahren kann, noch heute vereinzelt in der Eifel bekannt. Eine Klunge ist eine Quaste an der Zipfelmütze oder an der Tabakspfeife, dann auch eine Blüten- oder Fruchttdolde, vor allem eine dicht mit Beeren besetzte Traube.

Zu diesem alten Wort klung oder klunge ist Klüngel oder Klüngel ursprünglich das Diminutivum, das Verkleinerungswort. Dieses war (und ist) im deutschen Sprachraum weiter verbreitet, als man heute gemeinhin annimmt. Das große Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm weist es im fünften Band, der 1873 fertiggestellt wurde, in Bayern und Österreich, in der Wetterau und hier bei uns am Mittelrhein nach. Auch der Schweizer Jeremias

Gotthelf schreibt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, um eine Verwirrung zu bezeichnen: »Die Gedanken glichen einer verkutten Klungele Kudergerne.« Und Thomas Mann, der bekanntlich aus Lübeck stammte, aber damals in München lebte, gebrauchte 1915 in seinem Essay »Friedrich und die große Koalition« das Wort »Klüngel«, um die geheimen, undurchschaubaren diplomatischen Machenschaften zu bezeichnen, die im international erfahrenen Österreich der Kaiserin Maria Theresia gegen den Emporkömmling Preußen und seinen König Friedrich ins Werk gesetzt wurden, um diesen vor der Öffentlichkeit Europas als Aggressor erscheinen zu lassen.

Es war viel, was Friedrich da in Händen hatte, völlig genug, um ihm jene »moralische Möglichkeit« zu verschaffen, die er der frommen Maria Theresia durch seinen Angriff verschaffen sollte... Seine Gemütsstimmung damals glauben wir zu ahnen – ohne uns zu vermessen, sie wirklich nachfühlen zu können. Ein schlimmes, bitteres und mephistophelisches Gelächter muß in ihm gewesen sein über die Beflissenheit, mit welcher der Klüngel drüben sich unschuldig zu halten, defensiv zu tun und ihm das Odium des Angreifers zuzuschreiben trachtete...

Thomas Mann

(aus »Friedrich und die große Koalition«, erstmals 1915, Frankfurter Gesamtausgabe Band 10, S. 111)

Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß im Grimmschen Wörterbuch – der fünfte Band ist nicht mehr von den Grimms selbst, sondern von Rudolf Hildebrand bearbeitet – von dem Wort Klüngel mit der Bedeutung Knäuel ein zweites Wort Klüngel unterschieden wird, das als »mehrdeutiges rheinisches und westmitteldeutsches Wort« bezeichnet ist. Ein zwingender Grund für diese Zweiteilung wird nicht genannt und ist nicht zu sehen; am ehesten liegt er darin, daß, während Klüngel sonst als Femininum und Neutrum verwendet wird, der kölsche Klüngel konsequent als Maskulinum erscheint. Aber andere Wörterbücher, vor allem das große Etymologische Wörterbuch, das nach Friedrich Kluge und Wolfgang Mitzka jetzt von Elmar Seebold herausgegeben wird, behandeln diese beiden Wörter als eines, und dafür gibt es gute Gründe: nicht nur, daß der scheinbar klare Gegensatz im grammatischen Geschlecht sich einebnet, wenn man den im Rheinischen Wörterbuch bezeichneten Befund der anderen rheinischen Mundarten berücksichtigt, sondern auch, daß der Zusammenhang der Bedeutungen ganz unverkennbar ist.

Jedenfalls wurde 1873 im Grimmschen Wörterbuch festgehalten: »Am Rhein ist viel vom kölschen Klüngel die Rede, durch den man dort im städtischen Leben allein zu etwas gelangen soll, Schleichwege, geheime Fürsprache u. ä.« Es folgt dann ein Zitat aus der Kölnischen Zeitung von 1854, in dem Mißliebigen der Vorwurf gemacht wird, sie trieben »Unterschleif und Klüngel«. Der Kölner Historiker Gerhard Brunn hat das kürzlich durch

Et Klüngele wor och em ahle Kölle bekannt. Wer kölsche Senator woll wähde, moot an de 800 Dahler latze un krächh nix derföör we e paar Rohtszeich. De Bankette un Schmuserie doo'te, wann 'ne neue Rohtshär grateleet woht, off drei Dag lang. Et wor en huh Ehr, dann de Senatore woren de regeerende Häre vun Kölle. Et wohten alle Remen an Bood gelaat un alles opgebodde, för esu en Stell ze krige. Besondesch gingken och de Fraue vun dä Kandidate stramm en et Züg, se besooke de Zunfhäre un dähten öm Stemme för ehr Männer kötte; se komen en Kunferenze zesamme, bubbelte, bätschte un klüngelte bis en de Naach erenn. De Kölsche nannten esu en Zesammekunf »der Katzelanddag«. Wie et bei esu 'ner Wahl zoging, säht uns en alt kölsch Spröchwoot: »Dat ich Rohtshär ben, danken ich Gott un mingem Büggel.«

Wilhelm Koch

(aus »Der kölsche Klüngel«, Band 4 der »Kölsche Scheldereie«, erstmals 1887, Jahresgabe des Heimatvereins 1982, S. 142)

eine Beschreibung der Klüngeler ergänzt, die er der Rheinischen Zeitung von 1848 entnommen hat. Klüngeler sind demnach »eine ganz eigene Klasse von Menschen, die ihren Zweck durch alle möglichen Mittel, nur nicht durch Mut und Energie zu erreichen suchen. Heimlichkeit, Verschmitztheit und Ränkesucht sind ihre hervorragenden Eigenschaften...« Auf das Vorkommen des Wortes bei Ferdinand Franz Wallraf hat Klaus Pabst in seinem Vortrag vor dem Heimatverein Alt-Köln am 13. April 1992 hingewiesen: In einem Brief vom 20. Juni 1810 an Gottfried Wilhelm Daniels, der damals als General-Prokurator beim Cassationshof zu Paris tätig war, legt Wallraf sein Konzept einer in Köln zu errichtenden Akademie dar, wobei er auch auf die Besetzung der Professuren eingeht. Dabei gibt er seiner Besorgnis Ausdruck, daß sich »ex titulo Klüngel allerhand Unberufene eindrängen werden«, und begründet diese Befürchtung mit seinem Wissen, »daß der kölnische Klüngel, uti supra (= wie oben), schon sein Wesen darin getrieben hat«. Für Wallraf ist

»kölnischer Klüngel« offenbar eine feste Redewendung. Tatsächlich notiert Adam Wrede in seinem Neuen Kölnischen Sprachschatz, daß er das Wort Klüngel für Köln bereits aus dem Jahr 1782 in der Bedeutung »betrügerische Machenschaften« nachweisen kann. Für den Sprachgebrauch seiner Zeit (1958) glossiert Wrede Klüngel dann folgendermaßen: »unlautere, eigensüchtige, geheime Machenschaft, geheime Abmachung, Vereinbarung, Verabredung zu persönlichen Vorteilen, Regelung persönlicher oder öffentlicher Angelegenheiten unter der Hand, heimlich, nicht offen, mit Hilfe der Verwandten (Vetterwirtschaft), Freunde, Amts-, Berufs-, Parteigenossen; Durchstechereien; Gruppe oder Grüppchen mit bestimmten Bestrebungen der Mitglieder unter gegenseitiger Bevorzugung.«

Wenn man das alles liest oder hört, fragt man sich, muß man sich doch fragen, ob man mit einer solchen Sache, mit Unterschleif, Vetterwirtschaft, Ränkesucht, betrügerischen Machenschaften, ob man also mit einer Sache wie dem Klüngel denn eigentlich, wie es immer wieder geschieht, seinen Scherz treiben darf. Muß man nicht vielmehr aus vollem Herzen Peter Berchem

Klüngel

Klüngel, dat eß en alt kölsch Woot
Noch us der Römerzick.
Sujet kütt hüeckzodag nit vör,
Dat lit zoröck – ganz wick.

Wenn do der Römer Schmitzen Hein
En Huus zo bauen hatt,
Dann kräg hä Holz, Zement un Stein
Nur gäge Rauchtuback.

Un dä se fuhr zur Baustell hin,
Dä kräg geschmeet sing Kar
Met Botter, Schmalz un och Palmin,
Hä selvs en got Zigar.

Wollt einer gar ne Posten han,
Denkt üch ens an, ehr Lück,
Dä moht »einen em Röggen« han –
Wo jit et sujet hüeck?!

Nä, loßt uns fruh sin, dat dat Woot
Gehööt zor Römerzick,
Dä Klüngel lög – han ich gehoot –
Zum Glöck ald lang zoröck.

Jupp Berg

'93

1. Halbjahr

Bücher
über Köln
und das
Rheinland

Kunst
Landschaft
Städte
Coloniensia
Mundart
Sagen



Greven Verlag Köln



René Zey
Parks in Köln
Ein Führer durch die Grünanlagen
Wissenschaftliche Beratung und
Einleitung: Henriette Meynen
224 Seiten mit 126 vierfarbigen
und 56 schwarzweißen
Abbildungen sowie 32 Plänen;
Format 13 x 24 cm,
geb., DM 29,80



Werner Eck
**Agrippina - die
Stadtgründerin Kölns**
Eine Frau in der frühkaiser-
zeitlichen Politik
80 Seiten mit 40 schwarzweißen
Abbildungen, Format
16,5 x 23,5 cm, geb., DM 24,-



Ilse Prass/Klaus Zöller
**Vom Helden Carneval
zum Kölner Dreigestirn
1823-1992**
Vorwort: Ferdi Leisten
Nachwort: Gisbert Brovot
Darstellung der Karnevalsrepräsen-
tanten Held bzw. Prinz, Bauer und
Jungfrau
160 Seiten mit 97 vierfarbigen und
118 schwarzweißen Abbildungen;
Format 24 x 30 cm, vierfarbiger
Schutzumschlag, Leinen, DM 49,80



Michael Alfred Kanther
**Finanzverwaltung
zwischen Staat und
Gesellschaft**
Die Geschichte der Oberfinanz-
direktion Köln und ihrer Vorgän-
gerbehörden 1824-1992
368 Seiten mit 50 schwarzweißen
Abbildungen, Format 16 x 23 cm,
geb., DM 39,80

Bezug nur über den Buchhandel

zustimmen, der apodiktisch erklärt: »Ich kann in nit verdrage« und an Eindeutigkeit nicht zu übertreffen ist: »Hä eß wie kodde Plack esu schlemm«?

Rödsel

Hä eß bekannt en aller Welt,
Ich kann in nit verdrage;
De Gall em Liev mer üvverquellt,
Hören ich vun im jett sage.

Ald eß hä wie Mathusalem
Un well un well nit sterve;
Hä eß wie kodde Plack esu schlemm
Un liet sich nit verderve.

Weed nor bekannt en god neu Stell,
En Arbeid usgeschrevve,
Mer kann et maache, wie mer well,
Hä steiht gelich derneve.

Hä tätsch sich üvverall erenn
Un sök sich sie Profitche;
Hä driht die Saach noh singem Senn
Un – hät se me'm Schlavittche.

Dröm gönnt ich dennen, die dran schold,
– Et eß ene ganze Püngel –
Der Düvel hätt se all gehollt
Met ehrem »Kölsche ...!«

Peter Berchem

Nun schließt sich der Kreis. Ich habe es anfangs gesagt: Die Sprache spricht nicht nur mit *einer* Zunge, Wörter haben nicht nur *eine* Bedeutung; Kontext und Redeabsicht schaffen unterschiedliche Bedeutungsnuancen; Erfahrungsvergangenheit und Erlebnisgegenwart der Sprechenden und übrigens auch die Rücksicht auf den Erwartungshorizont des Partners oder des Publikums geben der Sprache verschiedenen Sinn.

Für Klüngel gibt es, so gesehen, zwei Definitionen, eine bittere und eine heitere.

Die bittere lautet: Klüngel sind und Klüngel treiben die, die eine Sache unter sich ausmachen, die den Zuschlag erteilen, ehe die Ausschreibung erfolgt ist, die den Gewinner festlegen, ehe die Wahl oder die Auslosung stattgefunden hat. Da gibt es nichts zu lachen. Bei solchen höchst unrühmlichen Verfahrens- und Verhaltensweisen wäre der Pranger der Neuzeit, ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß, das Mindestmaß der Strafe.

Die heitere Definition aber lautet: Klüngel ist die Abkürzung des Instanzenweges im allseitigen Einverständnis darüber, daß nicht nur die Regel, sondern auch die Ausnahme ihr Recht hat, ja daß zuweilen die Ausnahme wichtiger, weil menschlicher ist als die Regel. Dabei kann man sehr wohl aus lauter Nächstenliebe zugunsten eines Dritten, eines Schwächeren klüngeln. Notfalls nimmt man freilich auch den eigenen Vorteil in Kauf.

Ich behaupte: Klüngel in der ersten, der ersten, aus der Perspektive der negativ Betroffenen, der Ausgeschlossenen, der Untergebuterten geprägten Bedeutung gibt es überall. Anderswo wird er, mit einem Wort, das aus einem ähnlichen Vergleichsbereich stammt, Filz genannt. In Köln mag er so vor allem in der Zeit der Freien Reichsstadt üblich oder jedenfalls verbreitet gewesen sein, als Herrschaft hier wie weithin auch sonst nichts war als ein System von Privilegien.

Klüngel in der zweiten, der heiteren Bedeutung dagegen ist nicht eigentlich ein Sachverhalt, sondern eine Sichtweise. Sie ist die Sichtweise der Schäfer, die ihr Schäfchen ins Trockene gebracht

Klüngel ist, wenn der krumme Weg kürzer ist als der gerade.

Wer in Köln mit dem Klüngel nichts am Hut hat, dem fehlt es oft auch an Köpfchen.

Kölscher Klüngel ist, wenn eine Hand die andere wäscht, ohne daß man dabei einen Finger krumm machen muß.

Gerhard Uhlenbruck

haben. Sie ist die Sichtweise des zeitlichen Abstands zu dem, was man lebend und vergleichsweise unbeschadet überstanden hat und wovon man weiß, daß es viel schlimmer hätte kommen können. Sie ist die Sichtweise der Kölner zur Preußenzeit, eine Art verschmitzt-interner Widerstand, ohne viel Aufhebens, gegen eine mächtige Staatsgewalt, die man nicht gerufen und nicht gewünscht hatte, deren Zentrum weit, deren Sprechweise fremd und deren Weisheit, wenn es sie denn überhaupt gab, vielfach nicht einzusehen war. Unter diesen Bedingungen hieß Klüngel: »Mer muß sich zo helfe wesse!« In diesem Sinne bedeutete Klüngel: Gegen die Unvernunft bürokratisch-allgemeingültiger Bestimmungen die konkrete Vernunft nachbarlichen Zusammenhaltens zur Geltung bringen. Dann ist Klüngel die Sichtweise des Kölner Humors.

Auf der größten Glocke des Glockenspiels im Kölner Ratsturm, das wiederhergestellt wurde, als Konrad Adenauer, der von 1917 bis 1933 Oberbürgermeister von Köln gewesen war, als erster

Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland amtierte, steht folgende Inschrift:

Unse Schirmhär, dä Kunrad, dä janz groß hück rejert,
hät als Meister der Bürjer dat em Rothus durch dä Klüngel
jeliehrt.

Da führen die Kölner Handwerker, die Stifter dieses Glockenspiels, halb scherzhaft, halb ernsthaft, also humoristisch, die politischen Erfolge der Nachkriegszeit auf Adenauers Kölner Klüngel-Erfahrungen zurück. Dieser Spruch drückt die Überzeugung aus, daß sich bei dem, der seine Lehrzeit unter den Bedingungen des kölschen Klüngels absolviert hat, niemand zu wundern braucht, wenn er auch auf internationalem Parkett besteht. Anknüpfen konnte man dabei an jene Definition des Klüngels, die Adenauer selbst – mit welchem Recht, weiß ich nicht – in den Mund gelegt wird: »Mer kenne uns, mer helfe uns!«

Ich versuche, die Sache Klüngel auf den Punkt zu bringen:

Klüngel ist kein kölsches Phänomen. Es gibt in der Welt, in der wir leben, keine Stadt, keine Gesellschaft, keine Ausübung von Macht oder Privilegien ohne Klüngel.

Kölscher Klüngel heißt nichts anderes als sich zu dieser menschlich-allzumenschlichen Realität heiter zu bekennen.

Tringcher, Drückcher, Niescher,
Sööße Augetrüübcher,
Sin de andersch noch
Als en unser Sprohch?
Fingt Ehr unse Klüngel,
Unse Gööz un Schüngel
Och en andre Städt?
Nä! Wat gilt de Wett?

Edmund Stoll

(sechste Strophe des Liedes

»Alaaf der kölsche Klaaf!«, 1837)

Kölscher Klüngel ist ein Faktum der Ehrlichkeit: Andere tun es stillschweigend und verstohlen, die Kölner reden auch davon.

Se nemmen sich selvs op de Schöpp un riskeere, dat se derbei eravfalle. Se maachen sich nix drus, nä, se maache jet drus.

Heribert A. Hilgers

Der Verzällesmann

Eine vergessene Erzählung aus dem ersten Jahrgang von »Jung-Köln«

Ehr leev kölsche Jungen un Mädcher! – Wie meer noch esu e jungk Gemös wore, wie ehr jetz sid, en dä Johre, wo mer bal noch flöcker wahßen deit als Botze verschließe, wo esu en Schullklaß ussüht wie e Schlootefeld¹⁾ voll Kröpp²⁾, die anfangs durchzescheeße, su zweschen der eezte Kummelejon un dem letzte Schulldag – do hatte meer derheim ene Milchmann, dat wor en Or'genal.

Hä heesch der Frümchens Nikeloos, wel dat hä beim Kappesbor Frümchen ob der Weyerstroß als Knäch wunnte un ovens en 'ner bletzeblanke koffere Teut³⁾ för de Frau Frümchens de Milch en de Kundschaft runddrog. Bei uns em Hus ävver heesch hä der Verzällesmann; un dat wor esu kumme:

Wel dat domols de Geschäftslück un besondersch de stief Kappesbore för ehr Kunde noch nit esu om Sprung stunte wie hückzodag, un besondersch wel dat de Kappesbore morgens tireck noh der Fröhmeß en et Feld schürgte⁴⁾, do wod de Milch ovens rundgedrage, un de Madame un Husfraue kunnte selvs oppasse, dat innen üvver Naach kein Hex se verspoke ov de Katz se ob-

schlampte. Un su kom jede Wochendagsovend der Frümchens Nikeloos bei uns en de Köch, wo meer Kinder am Aufgabe maache ov lese un uns Mutter am koche wor. Hä säht de Dagszick, leet de Milch us der koffere Teut en de koffere Mooß⁵⁾ un vun do en et brunge steine Döppe laufe, wat mi Mutter im derrheelt⁶⁾, gov noch e Stätzche⁷⁾ noh, säht de Dagszick un gingk.

Bloß Donnerschdagsovens, wann hä su kom, dann träntelten un töötelten⁸⁾ hä eröm, leet de Mooß üvverlaufe un et Stätzge sich zo nem öhntlige Gölpesch⁹⁾ uswahße, wel hä met der Nas och de Augen en de Hühde heelt un durch de Köch schnüffelte wie nen Hungk noh fremde Katze.

Un woröm dat? No, doröm: Alle Donnerschdagsovens dat mi Mutter – Rievkoochen backe.

Un wel mi Mutter nit bloß en got Köchin, nä, vill mih noch en gode Frau wor, e chreßlich Hätz un en offe Hand hatt – do merkten die jet, un wie der Frümchens Nikeloos wider ens Donnerschdagsovens beim Milchmesse der Nas un de Auge de Koß gov¹⁰⁾, do kräg se de heiße Pann, en där grad drei

Wa'männcher¹¹⁾ bröötchte, vum För, schurvelte¹²⁾ de Kooche ob ne fresche Teller un säht: »Su, Nikeloos, Ehr meßt luter su got; ein Ehr eß de andere wät. Goden Appetit!«

Wä en däm Momang däm Frümchens Nikeloos en de Auge sohch, dä woß, wat Glöck eß. Die däten oblöchte un glänze wie Diamante en der russische Kaiserkrun.

»Och, Frau Schmitz!« su säht hä bloß; ävver die drei Wöötcher un wie die klunge, dat han ich all die lang Johre nit wider vergesse – wie de Orgel en der Chreßmeß, et Alleluja ob Ostre. Un domet dät hä de Kapp us der Hand unger der linken Ärm, tasten ob der Teller un kräg sich ne Kooche ob de Fuuß.

»Nikeloos«, krihte mi Mutter, »die sin glöönig heiß; Ehr verbrennt Üch de Fingere! – Setz Üch doch derbei un eßt se mit Genöge¹³⁾. Wellem, 'ne Stohl! – Annche, e Metz un en Gaf-fel!«

»Och enä, Madam«, strudelten¹⁴⁾ der Nikeloos, »kein Mule-ste¹⁵⁾! Ich han Hoon ob de Häng, danke villmols, danke!«

Ävver mi Mutter schott¹⁶⁾ der Kopp: »Dat geit doch nit stohns-fooß¹⁷⁾. Vöran, Annche! Die drei mütt Ehr esse.«

Do satz der Nikeloos sing Teut derr¹⁸⁾ un sich selvs ob dä Stohl, dä ich im parat heelt, vör dä Teller met Rievkooche. Un wie hä do sooß, do kunnt keine Munarch esu glöcklich ob singem Thron setze wie der Nikeloos ob unsem hölzere Köchestohl.

»Ehr eßt wal gän Rievkooche?« frogte mi Mutter.

»Och – jo!« schleckten¹⁹⁾ der Nikeloos mih, als hä sprochen; dann hä hatt grad der Mungk voll.

Meer Lällbecke²⁰⁾ laachte, ävver uns Mutter sohch uns falsch an un frogte wiggeschter²¹⁾: »Kritt Ehr die dann bei Frümchens nit? Wat gitt et dann bei Üch Donnerschdagsovens?«

»Kaffee un Ädäppel jeden Ovend, de ganze Woch. Ävver weßt Ehr, Madam, mi Mutter, die maht die och immer – och esu leker, jede Woch eimol.« Un domet kräg hä sich der zweite vum Teller.

»Su?« dät mi Mutter verwundert, wod neugeerig ob die Kunkerrenz un frogte: »Wat wor dann Ör Mutter? Wo dät die wunne? Läv die noch?«

Dat wor jet vill op eimol, bisondersch wa'mer nen heiße Rievkooche zweschen Hand un Mungk hät. Hä laht dat angebesse Stöck wider ob der Teller, sohch vör sich gradus en uns Klockelamp – et wor noch su en rääch alträn'sche²²⁾ koffere, met dem Ölballen an der Sick – un fing an zo verzälle. Hä wor ne Jung vum Entepohl²³⁾, si Vatter ne Kappesbor, si Mutter en Vörkäufersch²⁴⁾. Geld hatten se och un Land vör der Pooz²⁵⁾ un

Stichwort »Dat kennen ich doch!?!«

Sechste Folge unserer »Alt-Köln«-Preisaufrage

Nach den »kölschen Klassikern« Peter Berchem, Wilhelm Räderscheidt, Hanns Georg Braun und Wilhelm Schneider-Clauß sollten bei unserer »Alt-Köln«-Preisaufrage erstmals auch die Lebenden zu Wort kommen. Zu suchen war daher in der fünften Folge Ann Richarz, die im hohen Alter von dreiundneunzig Jahren im Caritas-Altenheim An St. Georg lebt. »Jetzt flogen se för immer fott un hamer jet gefleut« ist der Schluß ihres Gedichts »Möscheundank«. Dieses ist nach meinem Wissen zum ersten Mal am 4. April 1977 in der »Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln« und dann in Ann Richarz' 1979 erschienenem Buch »Et schwenk d'r Kuletschhot de Schmeck« veröffentlicht worden. In »Alt-Köln« war es schon im März 1978 in Heft 29 und dann noch einmal im März 1991 in Heft 80 zu lesen. Das richtige Gedächtnis hatten diesmal Heinrich Bergs, Maria Beschow, Toni Buhz, Josef Casel, Gertrud Felten, Veronika Firmenich, Agnes Gräber, Walter Jagdmann, Otto Kienle, Irmgard Kürten, Dieter Lorenz, Karin Pettenberg, Lieselotte Pohl, Willi Reisdorf, Hans Werner Schulz, Mathilde Voß und Heinz Wild. Otto Kienle schrieb: »Et sollt mich nit wundere, wann ich dismol jewenne dät. Die drei Böcher han ich nämlich allt!« Von diesem schrecklichen Schicksal ist er verschont geblieben. Die Glückslose fielen auf Lieselotte Pohl (»Kölner Originale« von Reinold Louis), Karin Pettenberg (»Die Hexe« von Wolfgang Lohmeyer) und Heinrich Bergs (»Museum für Angewandte Kunst Köln« aus der Reihe »museum«).

Die neuen drei Buchpreise sind: »Sophia Marx malt Köln naiv« von Karin Hackenbroich, »Kölsche Parodien« von Heribert A. Hilgers und Max-Leo Schwing (3. Auflage) und wieder »Kölner Originale« von Reinold Louis.

Unsere neue Frage lautet: Wer ist der Verfasser und wie heißt die Überschrift des Gedichts mit der folgenden Schlußzeile:

»Als Muttergoddess en Zint-Jan.«

Einsendungen sind auf einer Postkarte bis zum 10. August 1993 (der Poststempel entscheidet!) zu richten an unseren Schriftführer Hubert Philippen, Grunerstraße 7, 51067 Köln. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Möscheundank

Verwenne soll mer, hõt op mich, op keine Fall e Deer,
Sõns geit et ùch ganz secherlich genau esu we meer.

Zwei Mösche soße jeden Dag op mingem Finsterbrett,
Dröm, weil ich gån sun Deercher mag, reef ich se Fin un
Nett.

Un immer stundt e Döppche do, natörlich klitzeklein,
Dat huhgeföllt met Botter wor, de beß och, got un rein.

Flöck we ze Kölle¹⁾ han die Zwei dat Döppche usgepeck,
Se sahten »hm« un »ha« dobei un och: »We got dat
schmeck!«

Bal sibbe Woche gingk dat su, weil drube Winter wor,
Et Pöttche voll, de Mösche fruh, se wore pünklich do.

Bloß eimol wor ich (eß dat schlemm?) jet knapp, we mer
su säht,

Do dät ich en dat Döppche dren de zweite Qualetät.

Auwih! Do hatt ich ävver Pech, jetz gov et e Geschrei,
De Mösche woodte richtig frech un ordenär dobei.

Se rannte meer de Rutten en, un wödíg reef et Fin:
»Wat eß dann en däm Döppche dren? Dat eß jo Marge-
rin!«

Un dä Bedrog me'm Botterpott, ich han en deef bereut,
Jetz flogen se för immer fott un hamer jet gefleut!

Ann Richarz

1) im Handumdrehen, blitzschnell.

en eige Hüsge. Ävver der Vatter wor Bürg gewode, wie dat su
kütt, för sien eige Broder. Ävver dä Broder wor ene Lüdder-
jan²⁶⁾, un wie dat su geiht, de Bürgschaff mot dran, un wie der
Vatter em Leid drüvver sturv, wor et Hüsge fleuten un et Land
un et Geld, un wat noch blevv, dat wore Scholde. Un wie de
Mutter die avbezahlt hatt ob Heller un Penning, do kräg sei et
ob de Bruß vun all däm Maatsetze en Rähn un Schnei, kom en et
Spidol un dann ob et Schof²⁷⁾ – der Nikeloos en et Waisenhus.

Meer Kinder soßen öm der Desch un lo'ten un lusterte. Dat wor
jo e groß Leid, wat meer do ze höre kräche. Ävver nit, wat'e säht
– nä, wie hä dat säht un verzallt – dat wor uns jet ganz Neues.

Mi Vatter wor nen ähnze Mann, dä nor vum Geschäft sprach,
vun Arbeit un Fliebigsin. Uns Mutter hatt et beste Hätz unger
Goddess Sonn un heelt ehre Kinder fremb Leid vun de Ohre fott
un vum Hätze. Un no wollt der Zofall, dat uns ob eimol esu e

ganz Minscheschecksal en et Hus eren schneite. Jo, schneite:
Winter, Winter – Leid un Sorg; un doch weich un wärm: Win-
terschnei. Hä dät nit wih, hä maht nit kalt. Hä laht sich Flüge
för Flüge²⁸⁾ ob uns Kinderhätz, weich un wärm. Su woß dä
ärme Nikeloos et zo verzälle. Hä schandt nit, hä klagte nit. Hä
dät dat su derr²⁹⁾, wie ne goden Ohm met de Kinder spillt: Ei
Lottrinsge³⁰⁾ nevvén et andere, su wie se zesammegehöre, Bild-
chen an Bildche; un am Engk litt en ganze Geschichte om
Desch, en ähnze, voll Minscheleid un Minschelevve.

Un der Nikeloos wor ne goden Ohm, su räch jet för uns Kinder.
Hä verzallt esu einfach un doch esu hätzlich, su ähnz un doch
esu leev, su ganz, als ging et in gar nix an, un doch hatt hä et all
meterläv, metgelede.

Un hä verzallt wigger. Wie et em Waisenhus wor, un dernoh en
der Lehr en der Spillmannsgaß bei nem Schohmächer. Wie hä
hatt penne³¹⁾ müsse un raspele, Kinder päuze³²⁾ un enholle, un
wie hä doför met Hunger durf ligge un av un zo der Spann-
reeme³³⁾ fohlt, wann der Meister voll, ov de Meistersch schlääch
gelaunt wor.

Uns Puten hingen de Thröncher en de Auge, et Annche kühmte,
un ich maht Füüß en der Botzetäsch. Ävver wie hä no verzallt,
dat hä, wie sing drei Johr öm wore un hä doch nix geleet hatt,
Sühl³⁴⁾ un Pechdroht en de Eck geklatsch, sich ne Schooz³⁵⁾ un
ne blohe Jack³⁶⁾ angedonn un bei nem Kappesbor am Tönches-
wall engetrodde wör – do wod et uns besser öm et Hätz.

»No jo«, säht hä, »Halfe³⁷⁾ ben ich jo nit derbei gewode. Ming
Föb muß ich och hüek noch unger ander Lücks Desch setze, wie
all mi Lebtag. Wann ich nit arbeide, han ich nix ze esse. Un wat
kütt, wann die Geech esu vöran geiht«, – un domet strech hä
sich met der rächte Hand üvver de linke Scholder, – »dat weiß
unse leeven Herrgott«.

Hä lo'ten en de Lamp, un Schatte leefen im üvver de Steen. Äv-
ver no bletzte sing Augen op, dat et uns schuckte³⁸⁾: »Ävver«,
säht hä, »doför han ich och jeden Dag Goddes Sonn un fresche
Looch³⁹⁾, jedes Johr Fröhjohr un Herbs. Ich hören de Liver-
längcher⁴⁰⁾ singe un sinn de Schwalftere⁴¹⁾ trecke. Ich darf plan-
zen un siee, schniggen un bingé. Un eß et och nit för mich, ich
darf et ävver dun, un wann alles su blöht un wiß⁴²⁾ un groß weed
un rief, dann darf ich meer sage: Süch, Nikeloos, dat eß ding
Arbeit!«

Wat wor dat no? Meer soßen do un luusterten un lo'te, un mi
Mutter schlog och kein Aug vum Nikeloos av.

Sing bloh Auge blöhte wie Koonblome un si rubbelig⁴³⁾ Gesech
dät lööchte vör Glöck. No reff hä de Häng un lote noh minger
Mutter öm: »Ben ich och nen ärmen Düfel un blieven et bes an

»Den frechen Schurken, haltet ihn fest!« –
 Doch der gestochen ins Wespennest,
 Der Bauer stürmt athemlos heraus,
 Ihm folgen im ungezügelten Braus
 Die Tintenfässer und Actenstöße,
 Ihm folgen mit verletzter Größe
 Die Herren in Talar und Perrücken,
 Sie wollen den Frevler reißen zu Stücken.
 Doch wie sie stürmen, poltern, fegen,
 Da tritt der Herrscher ihnen entgegen.
 »Mein Gott«, so ruft er, »welch ein Spectakel!
 Gibt's Sündflut, Erdbrand, Aufruhr, Mirakel?
 Wohlan, ihr Herren, gebt an den Grund!« –
 Da starren sie offen Nasen und Mund,
 Der Zorn verrauchte, und Richter und Schreiber
 Sie stehen da wie die alten Weiber.
 Doch ernster fährt sie der Kurfürst an:
 »Ich will jetzt wissen, was ihr gethan!« –
 Und stotternd erzählte einer da,
 Was ihnen für Schimpf vom Bauer geschah:
 »Der freche Bauer war gar zu barsch,
 Er sprach vier Worte: ...«
 Der Spruch war's, den Götz von Berlichingen
 Einst durch das Fenster ließ erklingen;
 Der Vater Goethe hat ihn geschrieben! –
 Da hat der Kurfürst die Hände gerieben,
 Und lächelnd sprach er gleicher Weile:
 »Ihr Herrn, hat das denn solche Eile?« –
 Er schaute herum gleich einem Luchse,
 Doch ringsum schwiegen die Federfuchse.
 Auch sagt man, es ließen die Genarrten
 Den Bauer nicht mehr auf sein Urteil warten.

Wolfgang Müller von Königswinter

Über Wolfgang Müller von Königswinter

Der Autor des Gedichtes »Kurfürstliche Rechtspflege«, das hier als zehntes in der Folge »E Jedeech, wie et em Boch steit« abgedruckt ist, wurde am 15. März 1816 als (Carl) Wilhelm Müller in Königswinter geboren, wo sein Vater als Arzt ansässig war. Um Verwechslungen mit dem älteren Dichter Wilhelm Müller (1794–1827) zu vermeiden, der als Verfasser der von Franz Schubert vertonten Zyklen »Die schöne Müllerin« und »Winterreise« sowie volkstümlicher Lieder wie »Am Brunnen vor dem Tore«, »Das Wandern ist des Müllers Lust« und »Im Krug zum

grünen Kranze« bekannt geblieben ist und zu seiner Zeit wegen seiner »Lieder der Griechen« auch »Griechen-Müller« genannt wurde, änderte er später seinen Vornamen zu Wolfgang und fügte seinem Familiennamen seinen Geburtsort hinzu. Seit 1819 wuchs er in Bergheim auf, wo sein Vater Kreisphysikus geworden war, seit 1827 besuchte er das Gymnasium in Düsseldorf und seit 1835 studierte er Medizin in Bonn. 1839 wurde er in Berlin zum Dr. med. promoviert. Seit seiner Düsseldorfer Zeit interessierte er sich für fast alle Bereiche der Kunst und lernte im Lauf der Zeit nahezu alle zeitgenössischen deutschen Künstler kennen. Mit vielen von ihnen stand er im Briefverkehr. Schon 1840 hatte er Verbindung zur Kölnischen Zeitung aufgenommen; seit 1846 blieb er ihr, durch Vermittlung von Levin Schücking, der damals ihr Feuilleton leitete, als Mitarbeiter dauerhaft verbunden. 1847 heiratete er Emilie Schnitzler, die er schon Karneval 1841 bei einem Besuch in Köln kennen gelernt hatte, als sie, 1822 geboren, eben aus einem Brüsseler Internat zurückgekehrt war. Ihr Vater Carl Eduard Schnitzler (1792–1864) gehörte zur Kölner »Handelsaristokratie«, war Teilhaber des Bankhauses J. H. Stein und Vorsitzender des Aufsichtsrats der Köln-Mindener Eisenbahn. 1853 gab Müller die ärztliche Praxis in Düsseldorf, die er von seinem Vater übernommen hatte, auf, übersiedelte nach Köln und lebte hier im Hause Zeughausstraße 12 seit 1857 nur noch seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Gesellschaftlich war er bald voll integriert; er übernahm Aufgaben an der Kölner Musikschule, im Kölnischen Kunstverein und in der städtischen Museumskommission; 1860 verhandelte er zusammen mit Gustav von Mevissen und Heinrich von Wittgenstein in Berlin wegen des geplanten Denkmals für König Friedrich Wilhelm III., das schließlich erst 1877 auf dem Heumarkt errichtet wurde. 1864 zog er in das Haus Apostelnkloster 27 um; von Dombildhauer Peter Fuchs ließ er es mit Statuen des Schwanenritters Lohengrin und der Lorelei verziern. Am 29. Juni 1873 starb er in Bad Neuenahr, wo er ein Leberleiden auskurieren wollte. Begraben wurde er auf Melaten; die Kölnische Zeitung widmete ihm am 5. Juli 1873 einen Nachruf. Sein handschriftlicher Nachlaß befindet sich seit einigen Jahrzehnten im Historischen Archiv der Stadt Köln.

1871 hatte Wolfgang Müller von Königswinter unter dem Titel »Dichtungen eines Rheinischen Poeten« im Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig eine sechsbändige Gesamtausgabe seiner Werke herauszugeben begonnen, deren Vollendung 1876 er allerdings nicht mehr erlebte. Ihr dritter Band »Lorelei. Rheinisches Sagenbuch«, der in Müllers Todesjahr 1873 erschien, enthält das Gedicht »Kurfürstliche Rechtspflege«, und zwar als ersten Teil des dreiteiligen Zyklus »Max Franz«, dessen andere Teile »Der Bauer und die Cavaliere« und »Der Vicar von Wallportsheim«

überschrieben sind. Unser Text ist in der Schreibweise seiner Zeit belassen, eben wie er im Buch steht.

Kurfürst Max Franz, eigentlich Maximilian Franz Xaver von Österreich, am 8. Dezember 1756 als sechzehntes Kind von Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Franz geboren, wurde zunächst am 7. August 1779 vom Kölner Domkapitel zum coadjutor cum iure successoris (Beistand für den amtierenden Erzbischof mit dem Recht auf Nachfolge) gewählt und war dann, nachdem er am 5. August 1784 im Kölner Dom feierlich inthronisiert worden war, siebzehn Jahre lang Erzbischof von Köln und Herrscher im Kurfürstentum Köln. Im Unterschied zu seinen wittelsbachischen Vorgängern galt er als ein kluger, jeder Verschwendung abholder Mann, der seine Aufgaben als Bischof und Landesherr sachgerecht und zum Wohl seiner Untertanen erfüllte. 1794 mußte er seine Residenzstadt Bonn vor den siegreichen Truppen der

französischen Revolutionsheere verlassen. Den Vollzug der Säkularisation, insbesondere die Liquidierung der drei geistlichen Kurfürstentümer, erlebte er nicht mehr: Am 17. Juli 1801 starb er, erst vierundvierzig Jahre alt, in Wien an den Folgen eines Schlaganfalls.

Für einen Spätromantiker wie Wolfgang Müller von Königswinter stellte sich die Zeit des letzten Kölner Kurfürsten als die gute alte Zeit dar. Er schildert Max Franz als volkstümlichen Herrscher, der auch ein deftiges Witzwort nicht verschmäht und der sich einen Spaß daraus macht, den Kraftausdruck des Götz von Berlichingen so zu inszenieren, daß er auf ihn mit der Pointe »Muß das denn sofort sein?« antworten kann. Insofern widme ich dieses Gedicht dem Gedenken unseres verstorbenen Ehrenmitglieds Jupp Engels, dem Oberkallendresser vom Altermarkt.

HAH

Aus dem bunten Mittelalter der Phantasie

Zweiter Teil der Köln-Trilogie von Herbert Sinz: »Der junge Overstolz«

Als Jörg, zweitgeborener Sohn des mächtigen Kölner Patriziers Mathias Overstolz und Novize im Zisterzienserkloster Heisterbach, in der Abgeschiedenheit des Siebengebirges erfährt, daß in der Schlacht bei Frechen am 8. September 1257 zwischen den Kölnern unter Führung ihres Stadthauptmanns Dietrich von Falkenberg und den Truppen des Erzbischofs und Stadtherrn Konrad von Hochstaden nicht nur sein jüngerer Bruder Stephan gefallen, sondern auch sein Vater zusammen mit drei anderen Kölner Edlen bei der Verfolgung des Erzbischofs in dessen Gefangenschaft geraten ist, da verläßt der Achtzehnjährige Klosterbezirk und Klosterleben und kehrt in das elterliche Haus in der Rheingasse zurück. Auf einer in Auftrag und Dienst des Vaters unternommenen Reise nach Venedig lernt er ein Stück Welt kennen und gerät in gefährliche Abenteuer: In den italienischen Alpen wird er von Wegelagerern überfallen und ausgeraubt, im Golf von Biscaya wird er Opfer eines Schiffbruchs. Inzwischen gehen in Köln, trotz des Großen Schieds vom 28. Juni 1258 (S. 145), die Auseinandersetzungen zwischen Stadtgemeinde und Erzbischof weiter, auf deren Höhepunkt Konrad von Hochstaden schließlich die Führer des Patriziats, darunter selbstverständlich auch Mathias Overstolz, gefangen nehmen und auf der Burg Aare einkerkern läßt. Auch als Konrad am 29. September 1261 stirbt und ihm der bisherige Dompropst Engelbert von Falkenberg auf dem erzbischöflichen Stuhl folgt, bleiben sie unverändert in Haft, bis ihnen durch glückliche Umstände die Flucht gelingt. Aber erst nach dem Sieg der Kölner über den neuen

Erzbischof am 8. Juni 1262 durch Erstürmung der erzbischöflichen Zwingburgen in Bayenturm und Kunibertsturm darf Mathias Overstolz nach Hause zurückkehren. Und während die Ehe seines ältesten Sohnes Gerhard mit der adelstolzen und hochfahrenden Judith von Aducht scheitert, wird der junge Overstolz Jörg sein Glück an der Seite der hingebungsvollen und lebensstüchtigen Felicitas finden, der Tochter von Johannes Langeberk, dem Meister des Steinamtes – als deutliches, aber wohl doch unhistorisches Symbol dafür, daß Köln auf Dauer nur durch die Einigkeit von Patriziern und Zünftlern stark sein kann.

So erzählt Herbert Sinz im zweiten Band seiner Köln-Trilogie, und seine Erzählung ist wieder lebhaft und liest sich flüssig und angenehm. Unsere wichtigste historische Quelle für diese Zeit ist die Reimchronik Gottfried Hagens; Sinz zitiert aus ihr einmal, ohne sie zu nennen, fünf Verse (S. 196). Aber wie schon im Band »Die schöne Kölnerin« (siehe Heft 88 von »Alt-Köln«), darf man auch hier nicht alles wörtlich nehmen, was man zu lesen bekommt. Und wieder hätte schon ein ziemlich geringer Aufwand zu merklichen Verbesserungen führen können.

Das fängt mit den Druckfehlern an. Ein Kopf, der eine Tonsur trägt, ist nicht »tonsiert« (S. 17), sondern »tonsuriert«. Das Kölner Domkapitel war zwar reich, wurde aber trotzdem nie als »Domkapital« (S. 39) bezeichnet. »Erniporzen« (S. 94) muß wohl »Erinporzen« (Ehrenpforte) heißen. Das geheimnisvolle »Bauerhaus« (S. 104) dürfte ein schlichtes »Bauernhaus« sein.

mien Eng – unsen Herrgott hät et got met meer gemeint; wat hä Schönes hät un mäht un deit – ich krigen et zeeez met ze sinn, vör der Pooz, em Feld un em Gade. Wat hilf meer et schönste Hus, wann ich dren hucke muß un öden un böde⁴⁴)!«

Domest stund hä ob. »Un jetz muß ich gonn, Madam, söns schängk Sei. Ich du' mich och villmols bedanke.«

Mi Mutter woll in noch dohalde un im noch ene Kooche recke. Ävver wie se de Pann kräg, do woren die drei Kögelcher dren wie Zigarebrettcher su hatt un schwatz wie gepottluht⁴⁵).

Se kräg ene rude Kopp un säht: »Dat eß mer ävver mi Lebdesdag nit passeet. Die sin jo zo Polver verbrannt. No dann bes am Donnerschdag; da' backe mer wider!«

Su wod der Frümbschen Nikeloos bei uns Rievkooche-Stammaß. Jede Donnerschdag kom hä pünklich em halver sibbe. Jeden Donnerschdag kräg hä sing Kooche, un jeden Donnerschdag verzallt hä.

Zwor, vun sich selvs säht hä nix mih, kei Stervenswöötche. Ävver dat wor och nit nüdig. Hä hatt mih ob der Walz⁴⁶) als sien eige Leid. Dausend Stöckelcher un Verzällcher, Leedcher un Spillcher kann hä; hä woß Bescheid en alle Stroße, alle Hüser; vun jeder Kirch woß hä jet ze verzälle, vun Kapelle un Klüster; us der ahle Zick un der neue. Hä hatt alles gesinn un vill gelese, alles behalde un nix vergesse.

Un wie hä verzallt! Dat wor der Wetz derbei. Wie ne Schmeck-lecker die Peeschelen⁴⁷) iß: eez driht hä se dreimol öm un töm, dat de rud Bäkelcher in anlaache un de Sammetschal der Dume kitzelt. Dann fing de Huck dervun, dönn wie Seidepapeer, dat et Metz nit en et Fleisch geht. Dann Veedel noh Veedel, un kei Dröppche geht derneve; hä lötsch et vun de Fingere. Un no noch de Kän⁴⁸): dat gitt e Fleutche ov e Spillmüllche.

Su maht et der Nikeloos. Eez leet hä si Verzällche lunken⁴⁹) un strunze: Do weiß ich ene Mann, en Hus, e Ströbge... Un wa'mer dann neugeerig wote, dann fing hä ze schellen⁵⁰) an, ze schellen un ze schnigge, bes nix mih do wor als de Kän; un dorus maht hä e Fleutche, e Müllche – en got Lehr ov e Späßge, wie et grad esu kom un wie et sich maht.

Un dat Gesech dobei! Ich sinn en hüek noch do setze: Wie dat schurvelige⁵¹) Gesech dat laache, dä unrasseete Mungk met singe Stoppele wippte un sich bewägte, die huh Steen glänzte, un sing Auge lööchte, die dunkelblohe Auge, die nit ob un av sohche, nā immer gradus – en de Lamp, en et Leech.

Un wie ich älder wod un neugeerig hee ov do noh unsem ahle Verzällchesmann bei de Lück mich erkundigte, do wod ich gewahr, dat hä et och gradesu me'm Levve gemacht hatt: Fründlich

un adig, ov et im got ging oder schläch, laachs Mungs⁵²) et genomme, wie et ging un kom. Ov hä Weckbrei kräg, ov had Kooschte⁵³) knabbelte^{53a}) – immer gebubbelt un gelaach un de Auge, de dunkelbloh Auge dem Leech zo, der Sonn noh.

Su hatt hä gearbeid un geläv, wie ene Schauter⁵⁴), säht der ahle Frümbschen, dä der Nikeloos der Strump doch met Krunendaler speckte⁵⁵). Ne Zöbbel⁵⁶), meint de Frau Frümbschen, ne gode Zöbbelöpp⁵⁷). Ävver et Frümbschens Ann, dat der Nikeloos met groß hatt getrocke, ovschüns hä bloß en halv Dotzend Maimöndcher⁵⁸) älder wor, dat säht: Der Nikeloos? Der Nikeloos? Der Nikeloos, – dä hatt e golde Hätz, en Siel vun nem Minsch. Un wann hä mih Kurasch hätt gehatt, – ja ich sagen et trotz minge sibbe Kinder: Wann hä Kurasch hätt gehatt, – ich heesch hüek nit Frau Krunenbergs. Ävver dä gode Käl, dä sohch jo nix. Wann dä bloß verzälle kunnt, dann wor et got: Dä sohch bloß dem Leech un der Sonn noh!

Un su hät et im och wigger gegange: Hä hät gelaach un gebubbelt, un doch derbei gekroos un gebrasselt vum eezte Sonneshing bes spät en der Ovend. Dag för Dag, Johr en, Johr us. Un wie de Geech gar zo ärg wod, de Glidder stief un et Hätz maläzig⁵⁹), do kom hä en et Spidol ob de Ärme-Station. Ävver hä laachte noch immer un bubbelte un verzallt, un die bei im loge, die hatten en gän.

Ob eimol an nem Sonndagnommedag, wie hä em Krankestohl soß un dä andere ärm Lück verzallt, do ob eimol blevv hä steche meddsen em Woot. Die andere lusterte, brasselten sich ob⁶⁰) un schellten dem Wäächter. Un wie de Begingcher⁶¹) kome, do soß der Nikeloos stief do un dud; ävver sing Auge wore noch ob, wigg ob – se loten der Sonn noh, die üvver de Dächer der letzte Bleck dat.

No litt hä ald lang en Malote; ov sien Holzkrützge noch steiht, ich weiß et nit. –

Zweschendurch ben ich selvs alt gewode, han en huh Steen kräge un e schrumpelich Gesech. Och essen ich grad esu gän Rievkooche wie domols der Nikeloos. Ov ich grad esu got bubbele kann, dat weiß ich nit. Dat ävver weiß ich, et Levve hät et mich geleet: Wä der Sonn nohsüht, dä eß nit bedroge. Un wann et im söns och ald nit esu geht, wie mer et gän hät un han mööch: Wä en unsem Herrgott singem Gaden derheim eß, dä eß nit bedroge.

Un doröm, ehr kölsche Jungen un Mädcher: Wann et üch räch eß, meer soll et en Freud sin. Ich well üch av un zo jet verzälle. Un krigen ich och kein Rievkooche derför; ich ben ald zefride, wann ehr lustert un lo't un wann ehr, wie domols meer, Spaß hatt, wann hä kütt – öre Verzällchesmann. W. Schneider-Clauß

Diese Erzählung wurde 1912 im ersten Jahrgang von »Jung-Köln«, verteilt auf die Hefte 1–3, veröffentlicht, und zwar ohne jede Erläuterung. Konnte man bei Kölner Schulkindern damals noch derart gute Kölsch-Kenntnisse voraussetzen? Oder konnte man sich auf die Hilfe der Lehrer verlassen?

1) Salatfeld. 2) (dichte, feste) Salatköpfe. 3) Kanne. 4) sich begeben, zu Fuß oder mit der Karre. 5) Meßgefäß, auch Moße kann genannt. 6) hinhalten (in der Vorlage fälschlich: deerheelt). 7) Restchen. 8) zögern, saumselig sein (fehlt bei Wrede). 9) kräftiger Guß. 10) mit Nase und Augen genießen. 11) Prachtstücke (diese Bedeutung fehlt bei Wrede). 12) schieben. 13) Behagen, Geruhsamkeit. 14) schnell reden, heraussprudeln. 15) Unannehmlichkeiten, Mühen. 16) hier: schütteln. 17) stehenden Fußes. 18) hin, nieder (fehlt bei Wrede). 19) schlucken. 20) Grünschnäbel, unernste, alberne junge Menschen. 21) weiter (altertümlich für: wigger). 22) altfränkisch, altmodisch. 23) Entenpfuhl, alte Bezeichnung der Eintrachtstraße bzw. Kardinal-Frings-Straße zwischen Eigelstein und Gereonstraße. 24) Vorkäuferin, Marktfrau, die vorher beim Bauern gekaufte Waren feilbietet. 25) vor dem Stadttor, außerhalb der Stadt. 26) Bruder Liederlich (bei Wrede nur: Lidderjan). 27) Totenbahre (fehlt bei Wrede). 28) (Woll-)Flöckchen (bei Wrede: Flüzche). 29) derr dun: dartun, darlegen, berichten (fehlt bei Wrede). 30) Bildchen als Gewinnlos bei Kinderspielen. 31) Holzstifte vor allem am Sohlenrand einschlagen. 32) tragen, schleppen. 33) Spannriemen, mit dem der Schuh beim Besohlen auf dem Knie des Schusters festgehalten wird (fehlt bei Wrede). 34) Schusterahle (bei Wrede: Sül). 35) Schurz, hier als Kennzeichen für Gärtner und Landarbeiter. 36) Jacke, Joppe (bei Wrede nur als Femininum gebucht, obwohl er auch den Satz »Dun der Jack us« zitiert). 37) selbständiger Pächter auf der Grundlage des halben Jahresertrags. 38) kalt über den Rücken laufen (fehlt bei Wrede). 39) Luft. 40) Lerchen (sonst: Livverlingcher). 41) Schwalben. 42) wächst (Form fehlt bei Wrede). 43) rau, uneben, runzelig. 44) Tätigkeiten des Schusters. 45) mit Graphit (Pottlut) geschwärzt (wie ein Ofen). 46) (wie eine Drehorgel) auf dem Programm haben, zu bieten haben (fehlt bei Wrede). 47) Pffirsiche (Form fehlt bei Wrede). 48) Kern (bei Wrede nur als Maskulinum gebucht). 49) hervorlugen. 50) schälen. 51) uneben (fehlt bei Wrede). 52) lachenden Munds. 53) harte (Brot-)Krusten. 53a) knabbern, Stück für Stück abbeißen und kauen. 54) Narr. 55) spicken, füllen. 56) zu gutmütiger Mensch (Bedeutung fehlt bei Wrede). 57) vertrottelter Mensch (fehlt bei Wrede). 58) Maimonate, hier: Jahre. 59) krank. 60) sich mühsam erheben, sich aufrappeln (fehlt bei Wrede). 61) Krankenschwestern. HAH

E Jedeech, wie et em Boch steit (10)

Kurfürstliche Rechtspflege

Herr Max Franz hält zu Bonn seinen Hof
 Als Kölner Kurfürst und Erzbischof,
 Führt Krummstab und Scepter dem Volk zum Dank,
 Auch liebt er Lust und Witz und Schwank. –
 Einst, da er eben Grillen fing,
 Sah er durchs Fenster – das Fenster ging
 Grad in den breiten Schloßhof hinein –
 Dort erblickt er ein armes Bäuerlein.
 Das Männchen im blauen Kittel stand
 Gar traurig und weinte und rang die Hand.
 »Da möcht' ich doch wissen, meiner Seele,
 Was diesem armen Teufel fehle!« –
 Er öffnet das Fenster, so wie er sprach,
 Und winkte den Bauer in sein Gemach.
 Gar ängstlich und zaghaft trat er heran.
 Der Kurfürst fragte: »Was fehlt dir, Mann?«
 Und jener nahm sich bald ein Herz
 Und klagte einfach mit bitterm Schmerz
 Wol über die Herrn auf der Kanzlei,
 Und wie dort kein Recht zu holen sei,
 Wie sie ihn schon seit Jahren und Tagen
 Vertrösten, ohne Bescheid zu sagen. –
 Max Franz, der forschte nach dem Recht
 Und sprach: »Ja, langsam ist das Geschlecht.
 Doch will ich ihnen Beine machen.
 Sie sollen dir ordnen deine Sachen!
 Sei nur im Herzen fröhlich und munter,
 Und geh gleich zu den Herrn hinunter
 Und frage sie, wie das Urteil steh,
 Thun sie aufs neu dir mit Grobheit weh,
 Dann rufst du den Kanzlisten: Marsch!«
 Und er sprach vier Worte: ...
 Der Spruch war's, den Götz von Berlichingen
 Einst durch das Fenster ließ erklingen;
 Der Vater Goethe hat ihn geschrieben,
 Ich thu's nicht, weil ihn die Damen nicht lieben. –
 Ei, denkt der Bauer, was der Kurfürst sprach,
 Das geb' ich den Herrn getrost aufs Dach.
 Er geht und traut schon seinem Siege. –
 Max Franz folgt ihm hinab die Stiege. –
 Blaukittel tritt in die Kanzlei.
 Bald hört der Kurfürst drin ein Geschrei:

Da es in Köln selbstverständlich mehr als eine Zunft gab, wäre S. 157 »Zünfte« richtig. »Bauernbänke« (S. 261) statt »Bauerbänke« ist heute zwar weitverbreitet, aber trotzdem falsch. Und, fast unmerklich: Es gibt keine »Regeln« (S. 10) des hl. Benedikt, wohl aber seine »Regel« (regula Sancti Benedicti).

Als Kunstfehler ist zu verzeichnen, daß man erst S. 8 beiläufig darüber informiert wird, wer der vorher schon mehrfach erwähnte Erzbischof ist: Konrad von Hochstaden; daß die Zahl der Ritter, die nach der Schlacht bei Frechen in die Gefangenschaft Konrads geraten, zwar meistens mit vier, aber zweimal auch mit drei (S. 25) angegeben wird; daß Albert von Trier manchmal als Bischof (S. 33, S. 156), manchmal als Erzbischof (S. 35) bezeichnet wird; daß der heftige Unwille von Herrn und Frau von Leopard, den der Erzähler S. 89 stark hervorhebt, in der nächsten Szene ohne jede Erklärung wie weggewischt und nie dagewesen wirkt (S. 155); daß, nachdem schon S. 115 Felicitas' Mutter ihrem Mann gesteht, daß das Mädchen Jörg Overstolz liebt, der Erzähler S. 180 erneut mitteilt, Frau Langeberk habe dem Zunftmeister gebeichtet, das Herz ihrer Tochter gehöre dem jungen Patrizier; schließlich auch, daß das Pferd von Jörgs Schwester Magdalena manchmal »Ottilia« (S. 125, S. 199, S. 200), manchmal »Ottilie« (S. 149, S. 150) genannt wird.

Weiter gibt es sachliche Ungenauigkeiten. St. Ursula starb nach der Legende den Martertod nicht »auf dem Weg nach Rom« (S. 28), sondern auf dem Rückweg; nur deswegen kann sich ja auf vielen bildlichen Darstellungen auch der Papst in ihrem Gefolge befinden. Das Kölner Dominikanerkloster hatte keinen Abt (S. 53), war wohl auch nie ein »Zentrum der Schreibkunst« (S. 52) und war zudem im engeren Sinne kein Stift (S. 41), ebenso wie die »Kirche der Benediktinerabtei St. Pantaleon keine »Stiftskirche« (S. 95) war, freilich auch nicht zu den Pfarrkirchen gehörte (S. 214). Das »Recht der Grundruhr« (S. 49) ist tatsächlich ein Recht der Grundruhr, weil es das betrifft, was bei einem Schiffbruch den Grund (be-)rührt; daher ist es auch nicht dem »Standrecht« (S. 49) vergleichbar, sondern dem Strandrecht. S. 54 ist von »unserer Universität« die Rede, indirekt auch S. 157, obwohl die Kölner Stadtuniversität doch erst im Jahre 1388 gegründet wurde. S. 55 erzählt Meister Albertus, daß die Dominikaner die baldige Heiligsprechung ihres Ordensgründers Dominikus erwarten, aber dieser war bereits 1234 kanonisiert worden. Sinz läßt Jörg Overstolz einen Bären aufbinden, wenn der sich erklären läßt, »Lied, Leich und Spruch« seien die Formen eines bestimmten Liedes, das soeben vorgetragen wird (S. 106); diese Begriffe bezeichnen vielmehr drei thematisch und formal ganz unterschiedliche Versgebilde. Marco Polo, der Jörg um 1260 in Venedig als »Entdecker der Seidenstraße« vorgestellt wird (S. 188), war erst 1254 geboren und hatte seine

berühmten Reisen noch vor sich. Das Rosenkranzfest am 7. Oktober, auf das Sinz die kirchliche Trauung von Siegbert von Kenten und Sabina von Leopard datiert (S. 195), wurde erst 1573 von Papst Gregor XIII. zum Andenken an den Sieg über die Türken in der Seeschlacht von Lepanto eingeführt. Bei Sinz werden nur fünf Patrizier in das Verlies des Schlosses Aare verbracht (S. 208, S. 230), während in den Quellen stets elf genannt werden; übrigens verstecken sich die Kölner auf ihrer späteren Flucht nicht »in einem Kübel, der dem Futter der Tiere diente« (S. 233), sondern nach Gottfried Hagen in einem Käsekasten. Nicht der 24. März ist der Tag der Verkündigung Mariens (S. 234), sondern der 25. März.



Darstellung des Minnesängers Hiltbold von Schwangau in der berühmten Manesseschen Liederhandschrift: Er führt, merkwürdigerweise im Helm mit geschlossenem Visier, zwei Damen zum Tanz, zu dem ein Spielmann mit der Fiedel aufspielt

Das Bild, das Sinz von den Beginen der damaligen Zeit zeichnet (S. 256), entspricht nicht dem Stand der Wissenschaft, wie ihn etwa Edith Ennen in ihrem Buch »Frauen im Mittelalter« (1984) wiedergibt. Sie waren keine Ordensgemeinschaft, auch keine lockere, und der Behauptung »sie führten einen Lebenswandel, über den man die Nase rümpfte« (ebd.) steht die Feststellung entgegen, daß am Kölner Beginentum »bürgerliche Frauen zunächst des Patriziats stark beteiligt waren« (Edith Ennen S. 119).

Der Minnesänger Hiltbold von Schwan(e)gau, der sich bei Sinz in nackter nächtlicher Umarmung mit Judith Overstolz erwischen läßt (S. 254), war nach den 22 Liedern, die von ihm erhalten sind, ein harmlos-konventioneller Vertreter der Poesie des Frauenlobs und bietet keinerlei Anlaß, ihm solche Eskapaden anzudichten; übrigens ist er jedenfalls vor 1200 geboren, wäre also 1262 zumindest ein rüstiger Sechziger gewesen, abgesehen davon, daß nach 1256 sein Name nicht mehr bezeugt ist, er also wahrscheinlich damals nicht mehr unter den Lebenden weilte. Bei alledem grenzt Sinz' Geschichte über den armen Hiltbold doch an üble Nachrede.

Mit »das kleine Volk« (S. 12) meint Sinz offenbar das einfache Volk, die kleinen Leute; »Ränke« (S. 78) ist mir nur in der Mehrzahl geläufig; »Placken« (S. 93, S. 121) in der Bedeutung Straßenräuber kenne ich nur in der Form Placker; das mittelhochdeutsche Wort »sêlgeraete«, also Seelgerät, nicht »Seelgerett« (S. 239), bedeutet testamentarische oder sonstige Schen-

kung oder Stiftung zum Heil der Seele, aber nie Hospital (ebd.); auch heute würde man, wenn aus der testamentarischen Hinterlassenschaft eines Verstorbenen beispielsweise ein Kinderheim errichtet wird, dieses Kinderheim ja nicht als Testament bezeichnen. – Statt »Pracitica« (S. 41) muß es Practica heißen, statt »Misere mei« (S. 62) Miserere mei, und daß der Name Lyskirchen von einem altlateinischen Wort »leus« abgeleitet sein kann (S. 216), wird man aus vielen Gründen bezweifeln müssen.

Erlaubte dichterische Freiheit ist es, daß Sinz das Wort »Klün-gel« ins 13. Jahrhundert zurückversetzt (S. 11), obwohl es erst viel später belegt ist. Ebenso legt er den Gestalten seines Buches manches andere kölsche Wort in den Mund (S. 80, S. 81, S. 82 u.ö.), das es zu dieser Zeit in dieser Form nicht gegeben hat.

Zum Schluß aber seien zwei Beispiele dafür genannt, wie hübsch Herbert Sinz formulieren kann: »Der Frohsinn ist das goldene Dach, unter dem wir Kölner die schlechten Zeiten überstehen« (S. 112), und: »Wo die Gewalt zerbricht, erblüht die Liebe« (S. 265).

In der Köln-Trilogie ist dieses Buch der Entstehung nach das Mittelstück; voraus ging »Die schöne Kölnerin«, es folgte noch »Der kölnische Rebell«; von ihm soll im nächsten »Alt-Köln«-Heft die Rede sein.

HAH

Herbert Sinz, »Der junge Overstolz. Ein Kölner Roman«. Verlag J. P. Bachem, Köln 1988, 269 Seiten.

Sänger des Gotteslobs und Anwalt der Hexen: Friedrich von Spee

Auf den Spuren seines Lebensweges von der Geburt in Kaiserswerth bis zum Tod in Trier

Es ist nicht leicht, das Leben eines Menschen, der vor vierhundert Jahren gelebt hat, anschaulich darzustellen. Vieles und Entscheidendes hat sich verändert, bis hin zum Gefühl für Raum und Zeit. Vieles freilich ist auch unverändert geblieben: das Empfinden von Recht und Unrecht, Pflicht und Verantwortung, die Freude am Guten und Schönen und am Gelingen, die Suche nach der richtigen Lebensform und nach der unverwechselbaren Aufgabe. Unverändert blieben auch Eifersucht, Neid, Rechthaberei, Machtgelüste.

Dabei sind im Falle des rheinischen Jesuiten Friedrich von Spee, der eigentlich Friedrich Spee von Langenfeld hieß, die Voraussetzungen für eine Schilderung seines Lebens vergleichsweise günstig: Erstens ist er als Dichter von Kirchenliedern noch heute bekannt; zweitens hat er mit seiner Streitschrift »Cautio criminalis« Partei für die Verfolgten und Entrechteten und gegen oft

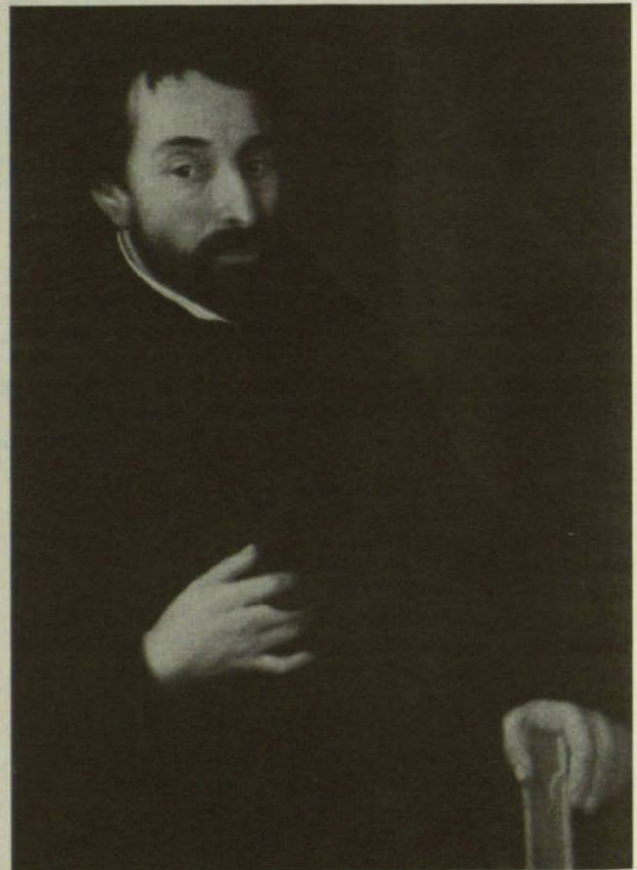
blinden Fanatismus ergriffen, wobei die zweimalige anonyme Veröffentlichung dieser Schrift, die nach Spees Aussage jeweils ohne sein Zutun erfolgte, ein Faktum ist, das bis heute nicht restlos geklärt werden konnte; und drittens gab es in seiner Peiner Zeit jenes geheimnisvolle Attentat auf ihn, von dem sich spannend erzählen läßt.

Der Düsseldorfer Journalist Karl-Jürgen Miesen geht den Spuren Spees an den Stätten nach, die zu Stationen seines Lebens wurden, von Peine im Norden bis Speyer im Süden, schildert Menschen, die Zeitgenossen Spees waren, und läßt sich ausgiebig auf Werke und Wirken Spees ein. Dabei nutzt er fleißig auch neuere Forschungsergebnisse; sein Literaturverzeichnis füllt mehr als acht Seiten. In alledem ist die Sympathie Miesens für seinen Helden unverkennbar: Er bezeichnet Spee ausdrücklich als einen, der auch heute noch ein Vorbild sein könne (S. 158),

und zitiert lebhaft zustimmend Golo Manns Diktum: »Die tapferste Tat in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges war eine Tat der Menschlichkeit und Kultur: Das Buch Friedrich von Spees gegen Hexenwahn und Hexenprozesse, die *Cautio criminalis*« (S. 225). Daneben versucht er energisch, Spee als Dichter aufzuwerten: »Spee ist als katholischer deutscher Lyriker in seiner Zeit auf sehr einsamer Höhe« (S. 226); »Spees ›Trutz-Nachtigall‹ ... markiert am Beginn der deutschen Barock-Dichtung zugleich einen ihrer Höhepunkte« (S. 275). Er nimmt ihn sogar als Autor erbaulicher Texte ernst, indem er mehrfach aus seinem »Gülden Tugend-Buch« zitiert. Manchmal schlägt diese Begeisterung Miesens für Spee kleine Kapriolen, etwa wenn er ihn den »ersten Bekenner einer christlichen Befreiungstheologie« nennt (S. 219). Dann wieder ist er von einer wohlthuenden Seriosität, etwa wenn er unmißverständlich festhält, daß Spee in seiner »*Cautio criminalis*« keineswegs die Existenz von Hexen bestreitet, daß er Hexerei und Zauberei vielmehr unter die schweren Verbrechen zählt, wie Ketzerei, Raubmord, Majestätsbeleidigung und Landesverrat (S. 208); was er bestreitet, ist vielmehr, daß mit den in seiner Zeit weithin üblichen Methoden die Wahrheit über Hexerei zum Vorschein gebracht werden kann; ein Urteil aber, insbesondere ein Todesurteil, ohne die zweifelsfreie Überführung des Angeklagten ist, juristisch gesprochen, schwere Schuld und, christlich gesprochen, schwere Sünde. Die »*Cautio criminalis*« ist ein Beitrag zur Aufklärung in Gestalt eines Apells an die Gewissen.

Friedrich wurde am 25. Februar 1591 als Sohn des Burgvogts Peter Spee von Langenfeld zu Kaiserswerth geboren. Er starb am 7. August 1635 in Trier an einer Ansteckung, die er sich bei der hingebungsvollen Pflege verwundeter Soldaten zugezogen hatte. Er wurde also nur vierundvierzig Jahre alt. Seit 1618 stand sein Leben im Zeichen des großen Krieges, den die Nachwelt den Dreißigjährigen nennen sollte. Und auch im Jesuitenorden, in den er 1610 eingetreten war, fand er alles andere als Frieden und Solidarität, vielmehr schlug ihm immer wieder Mißgunst und, vor allem nach der unerlaubten Veröffentlichung der »*Cautio criminalis*«, offene Feindschaft entgegen. Jedenfalls ist es bezeichnend, daß, obgleich sowohl die erste Auflage 1631 in Rinteln als auch die zweite 1632 in Frankfurt am Main anonym erschien, überhaupt kein Zweifel hinsichtlich des Verfassers entstand: Offensichtlich hatte Spee die Thesen und Argumente dieses Buches so oft und so eindeutig mündlich vertreten, daß allen, die ihn kannten, seine Autorschaft völlig zweifelsfrei war. Spees Argumentationen in der »*Cautio criminalis*« nutzen alle Möglichkeiten der Rhetorik und Dialektik. Ein entscheidender und gerade heute nachvollziehbarer Gedanke ist: In den Kriminalverfahren, wie sie üblich sind und in denen die Folter das haupt-

sächliche Mittel zur Feststellung der »Wahrheit« ist, haben die Beschuldigten keine Chance; die Folter bricht zuletzt jeden Widerstand und erzwingt jedes Geständnis; die Folter »schafft« Hexen, und wer sie nicht aus der Sorge, Unschuldige zu verurteilen und hinzurichten, ablehnt und beseitigt, sollte es tun aus der Einsicht heraus, daß er selbst ihr nicht widerstehen würde: »*Was suchen wir so mühsam nach Zauberern? Hört auf mich, ihr Richter, ich will euch gleich zeigen, wo sie stecken. Auf, greift Kapuziner, Jesuiten, alle Ordenspersonen und foltert sie, und sie werden gestehen. Leugnen welche, so foltert sie drei-, viermal, sie werden schon bekennen. Bleiben sie noch immer verstockt, dann exorziert, schert ihnen die Haare vom Leib, sie schützen sich, der Teufel macht sie gefühllos. Fahrt nur fort, sie werden sich endlich*



Friedrich von Spee, Porträt eines Kölner (?) Malers, 17. Jahrh.

doch ergeben müssen. Wollt ihr dann noch mehr, so packt Prälaten, Kanoniker, Kirchenlehrer, sie werden gestehen, denn wie sollen auch diese zarten, feinen Herren etwas aushalten können? Wollt ihr immer noch mehr, denn will ich euch selbst foltern lassen und ihr dann mich. Ich werde nicht in Abrede stellen, was ihr gestanden habt. So sind wir schließlich alle Zauberer« (S. 210). Und noch einmal, unmißverständlich: »Die Gewalt der Folterqualen schafft Hexen, die es gar nicht sind, weil sie es gleichwohl sein müssen« (ebd.).

Wie die übrigen Stationen von Spees Leben stellt Miesen auch die drei wichtigen Aufenthalte Spees in Köln in ihrer Bedeutung für seine Entwicklung dar. Hier erhält Spee seine Schulbildung, vermutlich von 1602 bis zum Baccalaureat 1609 (S. 39), wobei er auch dem späteren China-Missionar Johann Adam Schall von Bell begegnet sein muß (S. 80), und entscheidet sich, wohl gegen den Wunsch seines Vaters, zum Eintritt in den Jesuitenorden (S. 46); in Köln wird er, nachdem er 1623 in Mainz sein Theologiestudium abgeschlossen (S. 106) und die Priesterweihe empfangen hat (S. 88), am 1. Dezember 1627 Lehrer der Metaphysik an der Jesuitenschule, dem Triconatum (S. 158), ein halbes Jahr, nachdem, am 19. Mai 1627, die Kölner Postmeisterin Katharina Henot nach aufsehenerregendem Prozeß auf Melaten als Hexe hingerichtet worden war (S. 161), wird aber schon im Herbst 1628 nach Peine versetzt; nach Köln flieht er 1632 mit dem Paderborner Jesuitenkolleg, an dem er als Dozent für Moraltheologie tätig ist, vor dem siegreichen Schwedenkönig Gustav Adolf. In Köln fand Spee wichtige Lehrer und Schüler, etwa Kaspar Ulenberg und Jakob Masen, aber, das ist nicht zu verschweigen, auch erbitterte Gegner, etwa Adrian Horn, Hermann Mohr und Petrus Roestius (siehe Miesens Personen-Register). – Man kann sich ernstlich fragen, ob Spee, wenn er in seinen letzten Jahren in Trier auf sein Leben zurückblickte, die Zeiten in Köln zu den glücklichsten gerechnet haben wird.

Mit einem Wort: Miesens Buch ist eine gut recherchierte Dokumentation, die ihr Ziel, unter den Lesern neue Freunde für Spee zu gewinnen, sicher erreicht.

Wer freilich sein Exemplar als zuverlässiges Nachschlagewerk nutzen will, muß ein paar Korrekturen eintragen.

An Druckfehlern nenne ich: Statt »pro vere« (S. 22) muß es »pro vero« heißen, statt »verloren« (S. 46 Strophe 2 Vers 2) »verlogen«, statt »perpetim« (S. 53 Strophe 4) »perpeti«, statt »melden« (S. 54 Strophe 5) »meiden«, statt »mit« (S. 126 Zeile 3) »nit«, statt »verwunderter« (S. 196 oben) »verwunderter«, statt »Bibull« (S. 242) »Tibull« und statt »schola postorum« (S. 266) »schola pastorum«. – Die Wiedergabe von Texten ist nicht immer zuverlässig: In den Zitaten S. 19 hat Miesen

offenbar die Nasalstriche, die häufigste Abbriviat, nicht berücksichtigt: es heißt »Psalmen«, »Christenleuten« usw. S. 62 sind in Strophe 5 die Verse falsch abgeteilt; S. 274 findet sich eine falsche Abteilung von Versen an zwei Stellen. Das Teilzitat S. 103 weicht vom Zitat S. 101 zweimal ab; nur eine Fassung kann richtig sein. Ebenso weicht der Text S. 181 zweimal sichtlich von dem S. 182 abgebildeten Original ab. – Auch die Übersetzungen aus dem Lateinischen sind nicht über jeden Zweifel erhaben: Der Beamte »a sacello«, den man besser »a saccello« schreibt, hat nichts mit einer Hauskapelle (S. 44) zu tun; es handelt sich um den Säckelmeister, der für die Finanzen zuständig ist. Ein »Manuale controversiarum« (S. 93) ist ein Handbuch nicht der Streitgespräche, sondern der Streitfragen. S. 160 muß es statt »der unter dem Zeichen der jungfräulichen Gottesgebälerin verehrt wird« heißen: »zur Ehre der jungfräulichen Gottesgebälerin«. Und schließlich übersetzt man »pestilentissimus liber« (S. 212) besser mit »das überaus verderbliche Buch« (danach wäre auch die Kapitelüberschrift S. 203 zu ändern); das lateinische Wort pestis ist älter als die Pest-Seuche. – Die Maße des Bibelwerkes von Cornelius a Lapide sind zwar imponierend, aber es hätte genügt, sie einmal anzugeben (S. 94, S. 231), so wie der schon S. 133 ausführlich zitierte Titel der deutschen Übersetzung des Buches von Jean Bodin nicht S. 153 hätte wiederholt werden müssen. – Mit »Sechsfuß-Fünffuß-Text« (S. 22) ist offenbar ein Distichon aus Hexameter und Pentameter gemeint. – Zu Spees Zeit gab es noch keinen »Friedhof Melaten« (S. 48); auf dem Kirchhof der Kapelle der Leprosenanstalt wurden nur die Aussätzigen und die Hingerichteten bestattet. – Die Erklärung des sogenannten vierfachen Schriftsinns, die Miesen S. 94 bietet, ist unzulänglich.

Bei seinen dankenswerten Bemühungen um Spees großes Maria-Magdalena-Lied ist Miesen einmal einem Mißverständnis zum Opfer gefallen: In Strophe 50 (S. 263) ist nicht von »Piratenhand« (S. 270) die Rede, sondern von den natürlichen Gefahren der Seefahrt.

S. 171 erklärt Miesen, er habe die Bedeutung von »Trichtack« nicht herausfinden können. Gemeint ist das Brettspiel »Tricktrack«, und auch das Nachbarwort »verkehren« bedeutet nicht, wie Miesen meint, »(gesellschaftliches) Verkehren«, sondern ist, wie man mit einiger Geduld im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm erfahren kann, der Name eines alten Brettspiels.

Miesens Meinung, »daß Spees Sprache stark von stadt- und landkölnischen Wörtern und Wendungen durchsetzt« sei (S. 235), läßt sich aus den von ihm selbst zitierten Beispielen nicht bestätigen; da ist es im Gegenteil höchst erstaunlich, wie wenige landschaftsgebundene Sprachelemente Spee verwendet;

ins Auge fallen – da »der lufft« (statt »die Luft«) gegen Miesens Behauptung (S. 248) keineswegs spezifisch rheinisch war, wie jeder weiß, der mittelalterliche deutsche Texte kennt oder in einem Wörterbuch des Mittelhochdeutschen nachschlägt – nur die Formen »Merg« (S. 255) und »Mergen« (S. 252) für Maria, wie sie in Köln heute noch aus »Zint-Märjens-Repp« oder »Zint-Märjens-Ömjang« (Kreuzweg von St. Maria im Kapitol) bekannt sind; Wrede belegt für 1734 ein Haus »Im Märgenbiltgen«, also Im Marienbildchen, und schon Hermann Weinsberg verwendet durchweg »Merg« für Maria.

Zum Schluß will ich meinen positiven Eindruck von diesem

Buch noch einmal zusammenfassen: Es ist interessant, es ist informativ, und es ist durchweg gut lesbar. Der Autor Dr. Karl-Jürgen Miesen übrigens ist nach den Informationen seines Verlags 1939 in Köln geboren, besuchte das Dreikönigsgymnasium, also die Nachfolgeinstitution der Jesuitenschule, an der Friedrich von Spee lehrte, und ist heute Kulturredakteur der »Rheinischen Post« in Düsseldorf.

Heribert A. Hilgers

Karl-Jürgen Miesen, »Friedrich Spee. Pater, Dichter, Hexen-Anwalt«. Droste Verlag Düsseldorf 1987, 306 Seiten mit 8 farbigen und über 100 Schwarzweiß-Abbildungen.

Wiederentdeckung eines Schwierigen: Anton Räderscheidt

Die erste Würdigung des Gesamtwerks eines großen Kölner Malers

Anton Räderscheidt war ein schwieriger Mensch, er hatte ein schwieriges Leben zu führen, und er stellt dem Kunsthistoriker, der sein Werk plausibel in die Entwicklungen der Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts einordnen will, eine schwierige Aufgabe. Günter Herzog, wissenschaftlicher Assistent am Kunsthistorischen Institut der Universität zu Köln, hat diese Schwierigkeiten in seiner für den DuMont Buchverlag geschriebenen Räderscheidt-Monographie nach meinem Dafürhalten bravourös bewältigt, indem er sie deutlich gemacht hat. Seine Diktion ist anspruchsvoll, aber verständlich, vielfach prägnant (»menschliche Stilleben«, S. 30); die Rekonstruktion dieses Künstlerlebens und seines Werkes wirkt in jeder Hinsicht kompetent, ohne daß der Autor sich in der Eitelkeitspose eines »Seht, was ich alles weiß« unnötig in den Vordergrund schiebt, und man ist als Leser schließlich sicher, mit Hilfe dieses Buches die Bilder besser zu sehen und die Zusammenhänge, aus denen sie ihre Deutungen und Bedeutungen erhalten, besser zu verstehen. Und, ich sage es gleich hier, es ist wohlthuend, einmal ein Buch lesen zu können, das praktisch ohne Druckfehler ist; S. 57 fehlt einmal ein *i* in »Disziplin«, S. 113 einmal ein *r* in »Frustration«, und irgendwo ist auch einmal ein Komma zu wenig (S. 60), aber der ganz große »Rest« ist tadellos. Auch das darf man als Beweis für eine mit erstaunlicher Konzentration geleistete Arbeit werten. Andere Fragezeichen sind ebenfalls nur klein: Die Kölner Kunstgewerbeschule hätte als Vorläuferin der »späteren« Werkschulen bezeichnet werden sollen; »heutig« (S. 10) sind diese inzwischen schon in doppeltem Sinne nicht mehr. Das Verhalten Räderscheidts bei der späten Begegnung mit Otto Dix ist an den zwei Stellen, an denen davon die Rede

ist, offensichtlich nicht gleich bewertet: Nach S. 7 ist es Räderscheidt, der Dix bei dessen Besuch penetrant anspricht, nach S. 102 aber schweigen Räderscheidt und Dix einander stundenlang beredt an, jeweils im anderen das eigene Schicksal widergespiegelt erkennend. Die Auslegung S. 86 der Abbildung 55 (S. 84) leuchtet mir nicht ein. »spotten« kenne ich nur mit Genitiv (»Gott läßt seiner nicht spotten«), nicht mit Dativ (S. 38, S. 88), und »sich gezwungen sehen, etwas zu müssen« (S. 102) ist ein logisch-stilistischer Pleonasmus, der auch durch die fatale Lage, von der die Rede ist, nicht gerechtfertigt wird. Aber, wie schon angedeutet, diese Hinweise können nur Belege für aufmerksame Lektüre sein; sachlich ist dies alles im Vergleich mit dem, was auf der Guthabenseite steht, ohne Gewicht.

Anton Räderscheidt hat sich den »Luxus eines schwierigen Charakters«, den Günter Herzog ihm zuspricht (S. 7), anscheinend schon früh geleistet. Das jedenfalls möchte man meinen, wenn man das Foto betrachtet, das ihn um 1918, also als Sechszwanzigjährigen, zeigt. Da hat er, der am 11. Oktober 1892 als Sohn des »Schulmanns« Wilhelm Räderscheidt geboren war, nach der Realschule seit 1911 in Düsseldorf das Zeichenlehrerseminar von Lothar von Kunowski und gleichzeitig die Malklasse von Eduard Karl Franz von Gebhardt an der Kunstakademie besucht und, nach früher Einberufung, zweimaliger Verwundung und früher Entlassung, 1917 am Seminar das Staatsexamen mit Auszeichnung bestanden und absolviert eben das zweijährige Referendariat am Real-Gymnasium Köln-Mülheim. Aber er wird nicht Zeichenlehrer, wie das wohl sein Vater wünscht, der um diese Zeit in halb Köln als »Ohm Will« bekannt ist; er heiratet



Anton Räderscheidt 1918 (?)

1918 Marta Hegemann, eine examinierte Kunst- und Sportlehrerin, und mietet zusammen mit ihr eine Wohnung mit Atelier im Haus Hildeboldplatz 9, dessen Adresse sie später gelegentlich scherzhaft zu Hilde-Bold-Platz verfremden. 1919 wird hier der erste von zwei Söhnen geboren. Es folgen Jahre hoher Aktivität in wechselnd intensiver Verbindung zu Max Ernst, Johannes Theodor Baargeld, Heinrich und Angelika Hoerle, Franz W. Seifert, Otto Freundlich und anderen. Anton Räderscheidt gewinnt seine eigene Handschrift, die er selbst am ehesten unter dem Begriff Magischer Realismus richtig subsumiert sieht, und eigene Motive wie die »einsamen Paare« und den »Mann mit steifem Hut«. Von dem kleinen Erbe seines am 6. Juli 1926 verstorbenen Vaters kann er sich eine Frankreich-Reise leisten (S. 36). 1927 zieht er mit seiner Frau nach Bickendorf, Schlehdornweg 2. Dort lernt er auch den Maler Heinrich Maria Davringhausen kennen,

mit dem er bis zu dessen Tod befreundet bleibt: eine der ganz wenigen lebenslangen Freundschaften, die ihm gelingen. Räderscheidt ist längst, spätestens seit der Ausstellung »Neue Sachlichkeit« 1925 in der Mannheimer Kunsthalle, über Köln hinaus bekannt. Aber finanziell lebt er, zunächst durch die Währungsreform von 1923 und dann durch die Weltwirtschaftskrise von 1929 zurückgeworfen, von der Hand in den Mund, auch wenn diese Hand in einem hochfeinen Ziegenlederhandschuh steckt (S. 33).

1933 hatten Anton Räderscheidt und seine Frau das Ehepaar Rudolf und Ilse Metzger als Auftraggeber und Förderer kennen gelernt. Ende 1934 wird Ilse Metzger, die daraufhin wieder ihren Geburtsnamen Salberg annimmt, Anton Räderscheidts Lebensgefährtin. Was genau vorgegangen war, ist nicht bekannt; als einvernehmlich kann man die Trennung von Marta Hegemann jedenfalls ganz und gar nicht bezeichnen; sie verweigert die Scheidung, obwohl sie aus dem Vermögen Ilse Salbergs für sich und die Kinder, die ihr bleiben, eine beträchtliche Abfindung erhält. In Berlin werden Räderscheidt und Ilse Salberg wenig später verhaftet, als sie ahnungslos militärisches Sperrgebiet betreten. Räderscheidt hatte keinen Paß (dieser findet sich später im Nachlaß des Schriftstellers Ret Marut, der sich nach seiner Flucht nach Mexiko B. Traven nennt), und Ilse Salberg ist Jüdin. Mit gefälschten Pässen fliehen sie 1935 zusammen mit Ilses Tochter Brigitte Metzger nach Paris. Das Einleben und Eingewöhnen dauert lange. 1938 stellt sich der erste größere Erfolg ein. Um diese Zeit zählt Räderscheidt in Deutschland längst zu denen, für die sich das NS-Regime interessiert, um sie als »entartet« zu brandmarken. Aber nun wachsen auch in Frankreich die politischen Schwierigkeiten, und sie sind im südfranzösischen Sanary-sur-Mer, wo er ein Sommerhaus erworben hat, kaum geringer als in Paris selbst. Zweimal wird Räderscheidt, wie viele andere deutsche Immigranten, von den Franzosen interniert, zuletzt in der stillgelegten Ziegelfabrik Les Milles; vor der drohenden Auslieferung an die siegreichen Deutschen glückt ihm die Flucht; er taucht unter. Als die vierköpfige »Familie« schließlich doch von der Gendarmerie aufgestöbert wird, opfert sich Ernst Meyer, Sohn Ilse Salbergs aus erster Ehe, und hält die Verfolger hin, bis Mutter und Stiefschwester und der Lebensgefährte der Mutter das Haus durch ein rückwärtiges Fenster verlassen und einen Vorsprung gewonnen haben; er zahlt dafür mit der Auslieferung an die Gestapo und mit der Einlieferung ins Konzentrationslager Auschwitz, wo er ums Leben kommt. Die drei Geretteten werden im Fleisch-Auto des befreundeten Dorf-Metzgers, verborgen unter frischer Ware, in die Schweiz verbracht.

Hier kann Räderscheidt wieder arbeiten, wenn auch unter unzulänglichen Bedingungen und künstlerisch weitgehend isoliert.

Im März 1947 stirbt Ilse Salberg an Krebs, nachdem mehrere Operationen erfolglos gewesen sind. Daraufhin verläßt Räderscheidt die Schweiz und kehrt nach Paris zurück. Dort lernt er Silvester 1947/48, fünfundfünfzigjährig, die dreiundzwanzigjährige Gisèle Boucherie kennen, die sich seinetwegen von ihrem Mann trennt und zwei Kinder in die Verbindung mitbringt. Zunächst dominieren die finanziellen Probleme: Im September 1948 muß Räderscheidt mit den Seinen heimlich das Hôtel d'Orsay verlassen, ohne die Rechnung bezahlen zu können. Nach einem Jahr in Moulin-Milon bei Gisèles Mutter entschließt er sich Ende 1949 zur Rückkehr nach Köln.

Aber der Heimkehrer ist ohne Geld und »für die meisten Kölner ein fremder Mann«, wie er selbst seine Situation kennzeichnet (S. 95). Ihm fehlen die Bilder aus den letzten Jahren, die als Pfand im Hôtel d'Orsay geblieben sind und die erst 1957 von dem Architekten Oswald Matthias Ungers ausgelöst werden; es fehlen die Bilder, die er 1939 in Paris, und die meisten derer, die er 1941 in Sanary-sur-Mer zurücklassen mußte; es fehlen die Bilder, die in der NS-Zeit als »entartet« beschlagnahmt und vernichtet worden sind; und die Bilder seiner jungen Jahre sind, wie Marta Hegemann ihn wissen läßt, während des Krieges verbrannt. Mancher dieser Verluste muß als dubios gelten. Gegen Marta Hegemann klagt er auf Scheidung, um seine neue Verbindung zu legitimieren, aber auch Josef Haubrich, der ihn als Anwalt vertritt, kann nicht verhindern, daß das Verfahren sich bis 1961/62 hinzieht. Seine Söhne Vincent und Pascal wachsen, in der als Wohnung und Atelier unzulänglichen Unterkunft in der Birresborner Straße in Lindenthal, die ihm Anfang 1950 überlassen worden war, lange als uneheliche Kinder auf.

Es gibt persönliche Gründe und Gründe aus der Entwicklung der Kunstrezeption, die dazu führen, daß Räderscheidt um diese Zeit erfolglos bleibt; zeitweise bezieht er sogar Sozialhilfe, ansonsten malt er Porträts und Städtebilder, um zu überleben und währenddessen seinen eigentlichen künstlerischen Weg unter Ausschluß der Öffentlichkeit zu gehen. 1956 kann er immerhin eine größere Wohnung nahebei in der Bitburger Straße beziehen. Von Ende 1957 bis Anfang 1964 malt er nur noch abstrakt. Nun stellen sich Anerkennung und Erfolg wieder ein. Als Zeichen dafür gilt 1963 sein Umzug in die Landsbergstraße, wo er endlich auch wieder ein separates Atelier einrichten kann. Ab 1964 entsteht dort eine Serie von großformatigen, meist titellosen, ganz auf Schwarz und Weiß gestellten Pinselzeichnungen, die von einem neuen figurativen Stil geprägt sind.

Mitten in einer Phase persönlicher Energie und künstlerischer Kreativität erleidet er am 24. September 1967 einen Schlaganfall, nach dem die Sehfähigkeit beider Augen linksseitig be-



Anton und Gisèle Räderscheidt 1956

schränkt ist. Aber er zwingt seine Augen zurück in die Normalität: durch systematische, unerbittliche, bis zur Erschöpfung betriebene tägliche Malaktionen, für die er sich selbst, sein Gesicht, als Gegenstand wählt. Ergebnis dieser Monate bis Juni 1968 sind über sechzig Selbstporträts, von Anfang an in phantastischer Farbigkeit. »So südlich war es also hinter meinem Vorhang und darum fror ich mein ganzes Leben« (S. 133), konstatiert er. Im selben Denkszusammenhang schreibt der Fünfund-siebzehnjährige auch andere faszinierende Sätze in sein Tagebuch: »Die Wiedergabe der Umwelt ist eine verteufelt schwierige Sache.« Und: »Die Malerei wird zur Raubtierbändigung« (ebd.).

Nachdem seine Sehfähigkeit durch seine Willenskraft weitgehend wiederhergestellt ist, malt er in den etwa fünfzehn Monaten, die ihm für seine Arbeit bleiben, seine »bösen Bilder«, wie er sie zusammenfassend nennt; die einzelnen sind durchweg ohne Titel. Aber insgesamt gewinnen Krankheit und Schwäche jetzt die Oberhand. In den letzten Tagen seines Lebens sieht er,



Anton Räderscheidt 1960

beim Rheinhochwasser Anfang März 1970, sein Atelier unter Wasser und seine Bilder auf den Fluten schwimmen. Am 8. März 1970 stirbt er.

Das Leben des Künstlers Anton Räderscheidt war ungewöhnlich ereignisreich, voller teils erzwungener, teils gewollter Brüche und Umbrüche; es war ein Leben eigensinniger Konsequenz, der Verweigerung von Kompromissen bis zur Halsstarrigkeit, aber auch der Unerbittlichkeit bis zum Sieg über körperliche Schwäche; und es war ein Leben, das die Grenze zur Tragik streifte oder vielleicht überschritt, streifte in den wiederholten Verlusten von Teilen seines Werkes und damit der künstlerischen Identität, wobei Räderscheidt diese Verluste zumindest auch menschlicher

Unzuverlässigkeit und Unredlichkeit zuschrieb, überschritt vielleicht in den wiederholten Rettungen aus Lebensgefahr durch Einsatz und Opfer Dritter. Die Abhängigkeit von Zufällen bis zum Grotesken ist Räderscheidt dem Anschein nach bis über den Tod hinaus treugeblieben: Das Scheitern der für 1983 geplanten Retrospektive im Kölnischen Kunstverein war ein Beispiel dafür. Wenn sein Werk jetzt überschaubarer und gedeuteter dasteht, ist das neben der nun vom 14. Juni bis 19. August 1993 mit zehnjähriger Verspätung doch noch zustande gekommenen Retrospektive sicher auch diesem Buch von Günter Herzog zu danken.

Heribert A. Hilgers

Günter Herzog, »Anton Räderscheidt«. DuMont Buchverlag Köln 1991, 159 Seiten mit Schutzumschlag, Frontispiz und 112 Abbildungen.

Herausgeber: Heimatverein Alt-Köln e. V. zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart
Vorsitzender: Dr. Heribert A. Hilgers,
 Vor den Siebenburgen 29–31, 50676 Köln
 stellv. Vorsitzender: Hermann Hertling,
 Von-Holte-Straße 14, 50321 Brühl
Schriftführer: Hubert Philippsen,
 Grunerstraße 7, 51067 Köln
Schatzmeister: Franz Cramer,
 Am Botanischen Garten 39, 50735 Köln
Verlag: Heimatverein Alt-Köln e. V.
Redaktion: Dr. Heribert A. Hilgers
Druck und Anzeigenverwaltung: Greven & Bechtold GmbH,
 Sigurd-Greven-Straße, 50354 Hürth
Vertrieb: Hubert Philippsen
Konten des Heimatvereins:
 Stadtparkasse Köln Nr. 266 2013 (BLZ 370 501 98)
 Kreissparkasse Köln Nr. 32 625 (BLZ 370 502 99)
 Kölner Bank von 1867 Nr. 1483 6004 (BLZ 371 600 87)
 Ein Bezugspreis wird für »Alt-Köln« nicht erhoben; er ist im Mitgliedsbeitrag des Heimatvereins enthalten.

Bildnachweis: S. 1 und S. 18: Privat; S. 9 und S. 15: Heinz Bauer; S. 10 und S. 11: Dipl.-Ing. Ludwig Valder; S. 19 links: Archiv Heimatverein Alt-Köln; S. 19 rechts: Judith Eickler, »Kölner Wochenspiegel«; S. 32: aus »Das Königliche Liederbuch des deutschen Minnesangs« von Ewald Jammers, 1965, Abbildung 51; S. 34: aus dem besprochenen Buch von Karl-Jürgen Miesen, Abbildung hinter S. 156; S. 37, S. 38 und S. 39: aus dem besprochenen Buch von Günter Herzog, Abbildungen 1, 82 und 89.

Druckauflage dieses Heftes: 2000.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Reproduktion sind nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der Redaktion gestattet.



"Wat morjens passeet, kütt em Hännische oevens op et Tapeet."

Unser Herz schlägt kölsch - "och für et Hännische"

Ein bißchen Ernst ist manchmal schon dabei, wenn echte Kölner augenzwinkernd behaupten: "Wann et ens hatt op hatt köm, dat Schauspill un die Oper künnte mer zomache, ävver et Hännische möht wigger spille". Denn wo wird Politikern und hochgestellten Bürgern sonst noch so respektlos – aber humorvoll – der Spiegel vorgehalten, wie auf der heißgeliebten Puppen-

bühne? Zum Lachen war den Puppenspielern allerdings nicht immer zumute. Oft genug fiel der Vorhang auf unbestimmte Zeit. Doch irgendwann ging's immer wieder weiter. Und weitergehen soll es auch in Zukunft. Wir unterstützen unser Hännischen-Theater – nicht nur finanziell.

Hier wird noch wahres Brauchtum gepflegt und bewahrt.



Kreissparkasse Köln

Tradition und Zukunft